

Monika

Zeitschrift
für katholische Mütter
und Hausfrauen

Organ der Katholischen Eltern-
vereinigungen Bayerns



Nr. 5 / 64. Jahrgang

Halbmonats-Ausgabe + Postauflieferungsort Augsburg

3. März 1932

Einkehr und Ausblick.

Der heilige Hieronymus und die Mädchenerziehung.

Das Lieblingswort des Durchschnittseuropäers ist das Wort „Bildung“. Auf seine Bildung ist er stolz, und wenn er jemand ganz heruntersehen will, nennt er ihn „ungebildet“. Leider besteht für sehr viele die Bildung nur in einem Vorrat von marktgängigen Redensarten und allgemein üblichen Umgangsformen ohne inneren Seelenadel.

Dem Wortsinn nach bedeutet „Bildung“ die ausreichende Entfaltung der im Menschen liegenden Kräfte, besonders des Verstandes, des Willens und des Gemütes durch Unterricht, Erziehung und Selbsterziehung. So wird ein gehobenes Daseinsideal verwirklicht. Im besondern meint man mit „Bildung“ ein feineres Verständnis und einen geläuterten Geschmack für Kunst und Literatur zur Pflege einer schöngeistigen Geselligkeit. Alle echte Bildung muß auf christlichen Grundsätzen aufgebaut sein.

Die Kirche der ersten Jahrhunderte konnte kein christliches Bildungsideal aufstellen, noch weniger es in die Wirklichkeit überführen. Die Ruhepausen zwischen den Drangsalen der Verfolgungen waren zu kurz. Raum aber hatte die Christenheit im römischen Reiche eine Heimstatt gefunden, da ging sie daran, ein christliches Erziehungs- und Bildungsprogramm aufzustellen, und zwar — es ist sehr interessant — zuerst für Frauen. Vielleicht waren die Frauen auch die ersten, die die Notwendigkeit eines neuen, aus dem christlichen Glaubensinhalte abgeleiteten Erziehungsprogramms empfanden. Der heilige Hieronymus, jener knorrige und grobkörnige Bibelgelehrte, den Dürer so köstlich „im Gehäuse“ gezeichnet hat, ist es gewesen, der aus alten römischen und aus christlichen Erziehungsgedanken, sowie aus eigenen Beobachtungen einen Grundriß feinsinniger Grundsätze für die Heranbildung junger Mädchen entworfen hat.

Seine Gedanken sind enthalten in zwei Briefen, die er um das Jahr 400 als Antworten auf die Fragen besorgter Eltern geschrieben hat. Eine Mutter Caeta wünschte eine Anleitung zur Heranbildung ihrer Tochter Paula; ein Vater Gaudentius fragte an, wie er am erfolgreichsten seine kleine Pacatula unterrichten könne. Es ist köstlich, mit welcher inneren Wärme und väterlichen Besorgtheit der sechzigjährige Gelehrte seine Ansichten darlegt. Er halte ohne Zweifel die Kindesseele verstanden. Alle Sätze zeugen von scharfer Beobachtung des Treibens der kleinen Mädchen und von seelischer Einfühlung in ihre Herzen.

Hieronymus unterscheidet beim Unterrichte zwei Altersabschnitte, die Zeit bis zum 7. Jahre und dann die Jahre bis zur Reife: etwa 12. bis 15. Jahr. Für die erste Altersstufe schreibt er: „Bei dem ersten Unterricht soll das Mädchen Buchstaben aus Buchsbaumholz oder Elfenbein bekommen und daran spielend

die Bedeutung der Schriftzeichen erlernen... Wenn es dann beginnt, mit zitternder Hand den Griffel auf der Wachstafel zu führen, so möge man ihre zarten Fingerchen leiten, oder man grabe die Buchstaben erst auf der Tafel ein, damit es die Schriftzüge in denselben Furchen nachfahren lerne. Für die Zusammensetzung von Silben verspreche man dem Kinde Belohnung, wie Kinder das lieben; auch mag es beim Lernen Mitschülerinnen um sich haben, denen es nacheifern kann. Man soll die Saumselige nicht sofort schelten, sondern ihren Eifer mit guten Worten anspornen. Vor allem muß man verhindern, daß sie gegen das Lernen Widerwillen erfasse.“ Meint man nicht, eine ganz neuzeitliche Erziehungslehre vor sich zu haben, wenn man da liest von „spielend lernen“, von der „Belohnung“ und vom „Nacheifern“? Ganz besonders scharf fordert er die Übung des Gedächtnisses. Ganz früh soll die Liebe des Mädchens zur Handarbeit geweckt werden. „Das Kind lerne Wolle krepeln, den Rocken halten, die Spindel drehen und den Faden mit dem Daumen ausziehen.“ Der Sprachunterricht sollte zuerst das Griechische, dann erst das Lateinische vermitteln.

Wenn die sprachlichen Kenntnisse es gestatten, sollte auf der zweiten Lernstufe die Lesung der Heiligen Schrift beginnen. Die biblische Erzählung verdrängte das Märchen, der Psalmengesang ersetzte das heidnische Kinderlied. Die Lektüre der Heiligen Schrift gab Gelegenheit, das Kind über fast alle Gebiete des Lebens zu unterrichten; denn der Gedankenkreis der Bibel ist nahezu unbegrenzt. Dabei wurde die Bibel für das Kind nicht verkürzt und auszugsweise geboten; wohl hielt man eine gut überlegte Reihenfolge inne, die der allmählich gewonnenen geistigen und sittlichen Reife entsprach. Daß der Heilige die sittliche Erziehung nicht übersah, ist selbstverständlich. Er gab bis ins einzelne gehende Vorschriften über Körperpflege, äußeres Auftreten und Essen und Trinken der weiblichen Jugend. Das war besonders notwendig gegen die sittliche Fäulnis im Heidentum.

Es ist eine köstliche Ironie, daß dieser Gelehrte, der ein so feines, fast mütterlich anmutendes Verständnis für die Mädchenseele zeigt, sich den Vorwurf der Weiberfeindschaft zugezogen hat. In Wirklichkeit hat er in seinen Schriften öfters alttestamentliche und heidnische Anklagen gegen böse und unverträgliche Weiber wiederholt. In seiner Schrift gegen Jovinian, einen verweltlichten und heiratslustigen Mönch, riß ihn die Entrüstung zu verschiedenen Entgleisungen bezüglich der Ehe hin. Als Mönche und Geistliche ihn baten, diese Stellen zu ändern, antwortete er, eine Aenderung sei bei der weiten Verbreitung der Schrift nicht mehr möglich; man müsse ihr doch auch ansehen können, daß sie nicht eine belehrende Schrift, sondern eine Streitschrift sei.

Darum seien scharfe Wendungen und Uebertreibungen unausbleiblich gewesen. Nach unserer Ansicht hatte der heilige Hieronymus diese Entschuldigung gar nicht nötig. Er hätte auf seine vielen schönen und lobenden Aeußerungen über Frauenberuf und Frauentugend hinweisen können. Er war für viele hervorragende christliche Frauen der geistliche Führer und Ratgeber.

Die Leserinnen können aus diesem Beispiele lernen, daß man nicht einzelne Ausdrücke eines Mannes für sich nehmen darf, sondern seine Gesamtanschauung kennenlernen muß. Frauenfeindliche Bemerkungen kirchlicher Männer sind öfters Entgleisungen eines heftigen Temperaments. Sie verflüchtigen sich aber in ein Nichts, wenn man ihre Grundanschauung kennenlernt. B. Erasmi.

Die frau des Arbeitslosen.

Aus dem Leben. Von C. B.

Kürzlich hatte ich im unteren Stadtteil zu tun, dort, wo die kleinen Leute und Arbeiter wohnen. Eine Frau wollte ich dort besuchen, die früher vor ihrer Verheiratung in meinen Diensten stand. Acht Jahre sind es her, daß sie einem kleinen Angestellten in einer Papierfabrik die Hand zum Ehebunde reichte.

Es war ein grauer, trüber Herbsttag. Die Sonne hatte sich hinter dicke Nebel verrochen, der Wind piff schon empfindlich kalt von Norden herab. Das Haus, in welchem Frau L. wohnte, hatte ich bald erreicht. Es war so ein riesiger, ungemütlicher Kasten, wie ihn die Vororte unserer Städte zu Duzenden aufweisen. Grau die Türe, grau das Stiegenhaus und die Fenster. Nichts Freundliches, nichts Anheimelndes. Und der magere, altersschwache Ahornbaum, der im Hofe stand, streckte bei den ersten Stiegenabjähren immer wieder seine fahlen, grauen Äste zum Fenster hinein. Oben war es heller. Und oben wohnte meine Frau Berta L. Ihre Wohnungstür war offen, ein liebes Schlummerlied tönte mir entgegen:

„Schlaf, Kindlein, schlaf, der Vater hüt' die Schaf',
Die Mutter hütet Lämmerlein, schlaf in Gottes Kämmerlein,
Schlaf, Kindlein, schlaf...“

Das war Bertas Stimme. Ich klopfte, sie rief herein. O wie wohl tat dieses Hereinkommen! Nach dem Unfreundlichen, Grauen, Trüben, auf der Straße und im Stiegenhaus, wie lieb und traut war der Anblick dieser Familienstube. Es war ja sicherlich ein einfach, sehr einfach möbliertes Zimmer, ein altes, aber reinliches Sofa, ein Tisch, etliche Stühle, eine Kommode mit weißer Decke, auf welcher ein schönes, altes Kreuz stand — das war alles. Nein, noch nicht alles. Eine einfache Holzwiege stand neben dem Tisch, die wankte und schwankte jetzt bei meinem Eintritt, denn der kleine, achtmonatige Erdenbürger, der darin schlafen sollte, war schon neugierig und wollte sich aufrichten, um zu sehen, wer da komme. Noch zwei Kinder von vier und fünf Jahren spielten am Boden, und sie mußten sich recht wohl fühlen, denn es lag ein sonniges Lachen auf den kleinen Gesichtern.

Wahrlich ein liebes Bild! Frau Berta war mir entgegengeeilt, wie immer, voll Anhänglichkeit. Die Kleinen mußten mir die Hand reichen, was sie auch gleich mit Anstand taten. „Nun, wie geht es, Berta?“ fragte ich. Ein Schatten flog über ihr Gesicht, welches, ich sah es jetzt deutlich, so blaß und mager geworden war, seitdem ich sie zum letzten Male gesehen. „Mein Mann hat seine Stelle verloren“, sagte sie endlich, und ich sah, wie ihre Lippen zitterten. „Die Fabrik hat den Betrieb fast ganz eingestellt, die Angestellten, die weniger als zwölf Jahre dort sind, wurden alle entlassen. Es ist hart für ihn. Er war so gerne in seinem Berufe tätig, und nun —“ Sie hielt inne, ich drückte ihr die Hand, voll des innigsten Mitleids. „Bekommen Sie eine Unterstützung, Berta?“ — „Nein“, sagte sie. „Mein Mann kann sich nicht dazu entschließen, darum zu bitten. Bis jetzt leben wir von unseren kleinen Ersparnissen. Aber es ist nicht viel. Ich war ja vor zwei Jahren so krank, da ist viel daraufgegangen. Es wird wohl nur für einige Monate lang — dann... doch“ — sie raffte sich auf, ihr Blick suchte das Kreuz — „unser Herrgott wird uns ja sicher nicht verlassen.“ Sie wandte sich zu dem Friedl und zum Peterle, die ganz verschüchtert und ängstlich zur Mutter aufschauten und die zwei schweren Tränen, die in ihren Augen schimmerten, wohl gesehen hatten. „Spielt, Kinderle“, sagte sie sanft und ruhig. „Gelt, wir fürchten nichts, der liebe Gott wird sicherlich für uns sorgen.“ Es war wieder ganz der heitere Ton in ihrer Stimme, den ich sonst kannte. Und der Kinder Herzchen waren gleich wieder ruhig. „Sie sind noch so klein“, sagte die Mutter dann etwas leise zu mir. „Ich verberge, soviel ich kann, meine Sorgen vor ihnen — sie tun mir so leid.“ — „Und Ihr Mann, Berta, wie trägt er das Schwere?“ fragte ich, während sie das zappelnde Jüngste aus der Wiege nahm und sorglich in ihren Arm bettete. „Er ist oft recht verzagt“, gestand sie zögernd. „Ich mache ihm Mut, soviel

ich kann, aber es will nicht recht glücken. Er glaubt nimmer an die Zukunft. Und was das Schwerste ist, er hadert oft mit dem Herrgott. Und war doch früher so ein guter Mann, so religiös, Sie wissen es schon. Er geht ja auch jetzt noch mit mir in die Kirche, aber dann entschlüpfen ihm wieder solche Worte... besonders, wenn er mit andern Leidensgenossen beisammen war... Das, das ist das Schwerste.“ Arme Frau, wie leid tat sie mir! Und wie armjelig dünken einem alle Worte des Trostes in solchen Augenblicken... „Er ist heut wieder auf Stellungsuche“, fuhr sie nach einer Weile fort. „Ich meine gar, ich höre ihn kommen. Was wird er bringen?“ — Richtig, Männer Schritte hallten im Stiegenhaus, gleich darauf betrat der Mann die Stube. Er war groß und kräftig, man sah es, diese Arme, diese Hände waren für die Arbeit geschaffen. Es mußte eine Freude gewesen sein, sie zu regen. Eine Unmutsfalte war tief in seine Stirn gegraben, als er eintrat, seine Lippen waren fest verschlossen. Er bemerkte mich nicht, so verunken war er in seine Gedanken. Ich erkannte es sogleich, sein heutiger Gang war wieder umsonst gewesen. Auch seine Frau bemerkte es auf den ersten Blick, aber sie sagte nichts davon. Sie eilte auf ihn zu mit einem freudigen Lächeln. „Gut, daß du wieder da bist, Karl“, sagte sie. „Schau, wir haben einen lieben Gast.“ — Nun erst sah mich der Mann. Er erkannte mich gar wohl, sein Gruß war freundlich und höflich. Auch seine Kinder eilten herbei. „Papa, Papa!“ klang es freudig, Frau Berta aber hieß ihn sich niedersehen. Sie stellte eine Schale Kaffee vor ihn hin. „Du wirst hungrig sein, gelt?“ sagte sie und erzählte ihm alsogleich, was Friedl und Peterle in seiner Abwesenheit getrieben, und daß sie gar ungeduldig auf des Vaters Rückkehr gewartet hätten. So ruhig und klar klang ihre Stimme, ihr ganzes Wesen atmete stillen Frieden und Harmonie, daß sich das Gesicht des Mannes auch allmählich aufheiterte. Als Frau Berta für einen Augenblick das Zimmer verließ, da sagte ich aus tiefstem Herzensgrunde: „Herr L., Sie haben eine wunderbare Frau.“ Der Mann verstand mich sofort. „Ja“, sagte er und ein Leuchten kam in seine Augen. „Sie ist meine Stütze, mein Halt. Was täte ich ohne sie? Schauen Sie, heute habe ich wieder eine Enttäuschung erlebt. Wieder ist es nichts mit einer Stelle, die ich zu bekommen gehofft. Ich war voll Zorn, voll Groll, als ich heimkam. Aber wenn sie um mich ist, mit ihrer Ruhe, ihrer stets heiteren Stirn, dann werde auch ich ruhiger. Nie stellt sie unnütze Fragen, sie drängt und schiebt und klagt nie. Und trägt's nicht minder schwer wie ich.“ — „Solche Kraft ist nicht im Menschen“, sagte ich. „Gott ist mit Ihrer Frau. Er wird Sie alle nicht verlassen, Herr L.“ — „Glauben Sie wirklich?“ sagte der Mann. Aber es klang nicht mut- und kraftlos... Es war Hoffnung in dieser Stimme.

Tagelang habe ich an diesen Besuch in der Arbeitslosenwohnung denken müssen. Wenn es doch viele Frauen gäbe in dieser schweren Zeit, von der Seelengröße meiner guten Berta! Beseelt von solch festem Gottvertrauen! Es ist sicherlich schwer, sehr schwer für eine abgearbeitete, müde Frau, die Nervenruhe zu behalten und mit immer gleichem Mut ihren Pflichten nachzukommen, wenn Woche um Woche vergeht und der Mann keine Arbeit findet, wenn er ungeduldig, mutlos, erregt und verbittert geworden ist und das graue Gespenst der Verelendung immer näher rückt. Ich glaube, nur Frauen, die fest in Gott verankert sind, die wahrhaft aus dem Glauben leben, können in dieser Probe bestehen. Darum mögen wir alle, die wir den „Abbau“ unserer Gatten zu befürchten haben, vor allem jetzt schon, um den Gnadenbeistand des Himmels bitten für die schwere Zeit, die vielleicht bevorsteht. Bedenken wir, es hängt gar viel von der Frau ab, wie sie sich verhält in dieser Zeit der Not. Ist sie nicht hartjam, praktisch, bescheiden und anspruchslos, kann sie nicht wirtschaften und das Geld zusammenhalten — dann wehe dieser Familie! Klagt und jammert sie immer über die schlimmen Zeiten, ist sie mürrisch und verdrossen, hat sie vielleicht gar versteckte Borwürfe für ihren Mann, heßt und treibt sie ihn hinaus aus dem Hause auf Stellungsuche — ja dann kann sie vielleicht das größte Unheil anrichten, den Mann für immer von sich stoßen. In dieser Zeit braucht der Mann „vor allem Weichheit, Liebe und Hingabe der Frau. Er muß immer ein Verstehen, ein Trösten spüren, das besser stumm als geschwätzig ist. Doch ein sachliches Durchsprechen, hin und wieder im geeigneten Augenblick, da der Mann ein Bedürfnis hat, sich auszusprechen, sich alles von der Seele herunterzureden, kann erleichtern und klären. Bei allem muß der Mann immer das Gefühl haben, daß sein heutiges, trauriges Leben nur ein Provisorium ist, dem sicherlich bessere Tage folgen werden, so bestimmt, wie auf den Winter wieder der Frühling folgt.“ Diesen Worten einer bekannten Frau habe ich wohl nichts mehr hinzuzufügen.

Heiligstes Herz Jesu, zu uns komme dein Reich!

Vergeßt unsere Notverordnung nicht, liebe Leserinnen. Es ist Herz Jesu-Freitag diese Woche.

Am Arbeitsamt.

Montagsmorgen war es geworden. Die große Turmuhr schlug gerade zehn. Seit drei Stunden war das Arbeitsamt geöffnet, der ärgste Ansturm des Publikums verebbte allmählich. Die ernstlich Arbeit suchen, waren da. Und die ebenso ernstlich keine wollen, haben auch die Kontrolle passiert. Nun kommen noch die Neuen; der tägliche Zuwachs an Arbeitslosen. Und die Gleichgültigen, die das Leben nehmen, wie es ist. Ihnen ist es einerlei, ob sie eine Arbeit haben oder nicht. Man lebt so und anders. Und schließlich kommen noch die vielen Arbeitslosen, die nicht in der Fürsorge stehen. Arbeitssuchende aller Art. — Hunderte von Arbeitslosen sind an diesem Morgen schon an den Schaltern vorbeigezogen. Viele aus ihnen kommen nun schon lange Monate, den ganzen Sommer über, tagtäglich. Alle Morgen stehen sie hier in langem Zug: ziehen Mann hinter Mann, Frau hinter Frau an den Schaltern der Arbeitsvermittlung vorüber. Hoffend, immer noch hoffend... und wieder ist es nichts. Wieder keine Arbeit da..., kein Hoffnungslicht. Wieder heißt es: Warten... warten... sich gedulden. Einen Tag totschlagen, umherstehen. Sie sind gesund, haben gerade Glieder, könnten etwas leisten. Dabeim sind Frau und Kinder oder alte Eltern, unverfängte Geschwister... wie schnell wird ein voller Wochenlohn, ein Monatsgehalt erwartet...! Nichts ist... wieder nichts... warten! Ach Gott ja... warten...!

Eine Bitterkeit, die nur der wirklich kennt, der selbst einmal in einer solch trostlosen, aussichtslosen Lage gesteckt ist, umdüstert langsam, aber stetig fortschreitend die Herzen. Hier ist eine Not, an die bis heute zu wenig gedacht wird: die seelische Not der Arbeitslosen. Ein Haß, eine Mißgunst flammt allmählich auf gegen all die andern, denen es besser geht. Alle Menschen, die eine Arbeit zu tun haben, stehen dem lange Zeit arbeitslosen und arbeitswilligen Volksgenossen plötzlich als Feind vor Augen. Sie, diese Millionen Arbeitender, haben ihm die Arbeit weggenommen. Sie haben ihn hinausgedrängt aus den Reihen der Arbeiter, jeder von ihnen hat den Platz inne, der ihm gebührt. Warum haben diese andern eine Arbeit, eine Stellung? Vielleicht arbeiten sie alle viel schlechter, viel weniger, als sie selbst einst getan haben und wieder tun würden! Lassen es sich viel weniger angelegen sein, ihren Platz richtig auszufüllen! Dennoch war das Geschick ihnen hold, ließ ihnen Arbeit und Verdienst, während sie selbst hinausgestoßen wurden — verdammt zum Nichtstun... Nun gehen diese andern alle Tage an ihnen vorbei, wenn sie hier Kette stehen, um sich sagen zu lassen zum tausendviertenmal, daß sie warten müssen, schauen mitleidig oder gar verächtlich herab auf diese große Schar der Arbeitslosen. Für nicht wenige sind ja diese immer noch Faulenzer, die nichts tun wollen. Es gibt auch solche darunter; wahre Musterexemplare. Das weiß ein jeder, der stempeln geht. Doch sie sind bei weitem nicht die Mehrheit. Es ist ein bitteres Unrecht, solche gelegentlichen Beobachtungen und Erfahrungen zu verallgemeinern, und diese Ungerechtigkeit trägt nicht wenig dazu bei, die traurige Lage der Arbeitslosen noch zu verschlechtern. Sie hilft mit, Haß und Wut und Verzweiflung aufzuballen zu immer dichteren Massen, bis es eines Tages zur Entladung kommt. Wenn es auch im tiefsten Grunde unvernünftig und zwecklos ist, wenn Arbeitslose Umzüge halten, Radau machen; wenn sie zuweilen rabiat werden, gegen Arbeitsämter losstürmen und Beamte beschimpfen, es ist nur zu begreiflich. Irgendwie muß sich der aufgeballte Explosivstoff ein-

mal entladen, da niemand es sich angelegen sein läßt, rechtzeitig eben dieser Verbitterung vorzubeugen.

Eine Woche am Arbeitsamt einer großen Stadt — nur eine einzige von den zweiundfünfzig eines Jahres — hatte Konrad Schmitt nun hinter sich. Eine Woche Wartezeit, in welcher auch täglich der Stempelpflicht Genüge geleistet werden mußte. Und schon lag das ganze Elend der Arbeitslosigkeit mit erdrückender Schwere auf seinem empfindsamen Gemüt. Das Arbeitsamt erschien ihm fast wie das Jüngste Gericht. Was da alles an Menschenjochfalten sich zusammenhäufte! Blutige Tragödien und abstoßende Komödien. Hier fand man Menschen aller Art nicht in Akten und Büchern, sondern in lebenden Exemplaren; einen wirklichen Ausschnitt aus dem Leben.

Die derzeitige Arbeitslosigkeit war ja nicht Einzelschicksal; sie ist im tiefsten Grunde Volksnot, Volksleiden, Volksverderben. — Merkwürdige Erkenntnisse hatte diese eine Woche schon dem Arbeitslosen blicklichtartig in die Seele geworfen. Nicht nur von großer, bitterer, seelischer Not, wie er selbst sie litt; auch von körperlichem Mangel, Nahrungs- und Wohnungsorgen; von einem Feten, wie es schien, unaufhaltbaren Hinabgleiten und Versumpfen einst guter Elemente; von erworbener Arbeitscheu und erstorbenem guten Willen. Und immer wieder stellte sich der stille Beobachter die bitterernste Frage: Wird es dir selbst auch so gehen? Muß der Dämon Arbeitslosigkeit jeden hinabreißen in den Strudel, den seine Klauen einmal erfaßten? Wirst du über kurz oder lang das Geschick deines Bruders teilen — teilen müssen, eben weil du arbeitslos bist?

Oder war es so, wie seine Mutter sagte, daß jedes Leid und jede Not einen besonderen Auftrag Gottes darstellen? Daß eben durch so eine Not der einzelne eine ganz besondere Erkenntnis erlangen, eine besondere Aufgabe lösen sollte? Daß er gerade so zu einem eigenen Ziel wandern müsse, auch wenn er es zunächst gar nicht sah, wo die Reise hingehen würde? Daß so viele eben deshalb an den Rötten des Lebens scheiterten, weil sie dies nicht glaubten, ihr Herz verbittert abschlossen, statt sich bilden und formen zu lassen? Weil sie erst das Ende des Weges sehen wollten, ehe sie den ersten Schritt machten,

während sie nach Gottes Weltordnung tapfer in der gewiesenen Richtung ausschreiten sollten, ohne zu wissen, wohin sie kamen.

Ob der Weg hierher an das Amt allen Schicksalsgenossen so schwer fiel wie ihm? Ach, er hätte sie gerne alle gefragt darum, wie sie so rund um ihn standen, schoben, drückten. Doch er fürchtete eine harte Abfuhr. Der Ton in diesen Räumen stand ohnehin immer auf Sturm. Wie feindliche Batterien standen die Menschen vor und hinter den Schaltern einander gegenüber. Das funkete nur so hin und her. Ob es sich einmal entladen würde in zischender Stichflamme? Jeden Morgen mußte sich Konrad Schmitt einen gewaltigen Ruck geben; du mußt... mußt... mußt nun einfach stempeln gehen heute. Du hast keine Möglichkeit, deinen Unterhalt zu verdienen und darfst Mutter und Brüdern nicht zur Last fallen. Was hätten auch die jüngeren Geschwister sagen sollen, wenn er, der Älteste, versagte? Da mußte man die Zähne zusammenbeißen, daß sie knirschten, und gehen.

War er aber erst einmal hier, dann hielt ihn das Arbeitsamt fest wie mit tausend Polypenarmen. Stundenlang saß und stand er die ersten Vormittage da herum, schaute, beobachtete, kombinierte, grübelte, staunte... Manches begriff er diese Menschen — und manchmal verstand er sie auch gar nicht. Dann kamen sie ihm vor

Wir rufen...

Von Friedrich L. Meyer.

Wir rufen aus der Tiefe unsrer Not
Zu euch, die ihr noch Arbeit habt und Brot.

Wir rufen aus dem Dunkel unsrer Nacht.
Hörcht auf in der Fabrik, hörcht auf im Schacht!

Ihr im Konfok, ihr Bauern hinterm Pflug,
Ihr Frauen auch. Wir rufen laut genug.

Wir rufen immerzu. Neigt euer Ohr,
Zu lauschen unserm Millionen-Chor.

Ihr Brüder all, die ihr noch tätig seid,
Ihr Schwestern alle, kennt ihr unser Leid?

Wißt ihr, wie täglich wir nach vielen Dingen,
Die euch gegeben, heiß den Wunsch bezwingen?

Grausame Qual. Wir gehen müßig, hungern,
Und unsre Frauen darben, Kinder hungern.

Wir wissen keinen Weg. Am Lebensmark
Frißt uns das Nichtstun. Wir sind jung und stark.

Wir sind lebendig und doch wie begraben,
Seit wir am Schaffen keinen Anteil haben.

Bern möchten wir die Hände regen, so
Wie ihr sie regt: Arbeiten irgendwo.

Doch Wochen, Monde, Jahre gehen hin,
Wir warten müde, hoffen ohne Sinn.

Wir flehn zu Gott, wir rufen ohne Ende,
Daß er die Qual, die ungeheure, wende.

Wer weiß, wie er der Dinge Lauf bestimmt,
Wann unser bitteres Leid ein Ende nimmt!

Doch ihr, die ihr noch Arbeit habt und Brot,
Hörcht auf den Ruf aus unsrer tiefen Not.

Denn unser Leid, es geht euch alle an,
Den Werkbesitzer wie den Arbeitsmann.

Ihr könnt's nicht wenden. — Aber Not zu mindern
Vermögt ihr viel; könnt Schmerz und Jammer lindern.

Könnt Hoffnung wecken durch der Liebe Macht,
Sicht tragen in das Dunkel unsrer Nacht.



Heiliger Joseph. Von B. E. Murillo.

Gehet zu Joseph! Er kennt die Not der Arbeitslosigkeit, die Sorge ums tägliche Brot, die Wohnungsnot, denn er hat sie selbst mitgemacht. Bei rechtem Vertrauen wird er helfen.

wie Dämonen aus einer andern Welt, daß ihn ein Grauen beschlich, und es war, als ob auf allen Wänden die große Frage stünde: Muß es so sein? Müssen wir Arbeitslose verelenden, verlumpen?

Als der Inflationssturm über unser Vaterland hindrauste und eine neue Art von Armen entstand, da rührten sich viele Hände. An die Arbeitslosen von heute denken wenige mit einem wirklich helfenwollenden, verstehenden Herzen. Es ist, als ob alle sich ihrer Christen- und Menschenpflicht ledig und frei fühlten, weil zwangsweise Beiträge zur Arbeitslosenversicherung erhoben werden. Der bekannte Fluch unserer Sozialversicherung, daß sie die soziale Gefinnung ertötet.

„Wartenmüssen zermürbt den stärksten Menschen, wenn es nicht vom christlichen Geist durchleuchtet, von christlicher Hoffnung getragen wird. Diesen aber hat die Mehrheit nicht mehr. Wartenmüssen macht bereit zu allen Gewalttaten, wenn sie nur eine Aenderung der Lage erhoffen lassen“, schrieb Konrad Schmitt am ersten Sonntag schon in sein Notizbuch.

Aus dem Buch „Arbeitslos“ von Elisabeth Burger. Zu beziehen durch die Buchhandlung Ludwig Auer in Donaauörth (Bayern).

Brot.

Der Landsfahrer Georgi, von den Ungezählten einer, denen herbes Geschick alles genommen, Arbeit und Brot und selbst den bescheidenen Rest einer Heimstatt, die arme Manlarde im Gassenviertel der großen Stadt, entschloß sich, als er den dritten Tag hungerte, zu betteln, zum ersten Male in seinem Leben zu betteln.

Seit dem frühen Morgen fühlte er eine stets zunehmende Schwäche, und er sagte sich dumpf, daß er dem drohenden körperlichen Zusammenbruch zuvorkommen müsse. Welche Wahl aber blieb ihm in seiner bitteren Zwangslage?

Betteln! — Er würgte an dem Wort, fühlte bei dem Gedanken daran fragende, neugierig-forschende Blicke auf sich ruhen; sah Argwohn und Mißtrauen aufsteigen, wohin er immer mit seiner armen Bitte kommen würde.

Betteln! — Es schüttelte ihn wie Fieber. Aber der peinigende Hunger trieb ihn weiter, der nächsten Siedlung zu.

In den ersten Wandertagen hatte Georgi geglaubt, auf dem Lande, wenn auch nur vorübergehend, Arbeit finden zu können, hatte mit einigem Vertrauen auf den Höfen nach Arbeit gefragt. Jetzt wagte er die Frage nicht mehr. Er wußte zu genau: Es war zwecklos. Ueberall waren Arbeitskräfte genug und darüber hinaus: die Maschine hatte auch auf den Bauernhöfen überall schon begonnen, die Menschen auszuschalten. Er wußte längst, daß seine Flucht aus der Stadt ihn nur tiefer ins Elend gebracht hatte. Seine letzten Kostbarkeiten waren dahin, seine Taschenuhr, das silberne Zigaretten-Etui. Nächte kamen, da er ohne Obdach war. Dann der Hunger.

Es ging niemand mit ihm unter den reglosen Bäumen dahin. Und doch war dem Landsfahrer Georgi, als spreche einer im Nebel neben ihm: Das Brot ist heilig!

Du hast die Gottesgabe geringgeschätzt, einst, in besseren Tagen. Heute mußt du an den Türen darum bitten! Murre darum nicht wider dein Geschick und trage, was dir vielleicht als Strafe bestimmt ward! An eine Festnacht will ich dich erinnern! Freilich: du warst noch jung, unerfahren. Dennoch: du wußtest um dein Tun! Du warst nicht obdachlos, nicht hungrig wie heute. Damals wühltest du wie ein Tor im Gelde! Es war Karneval, erinnere dich, Karneval in jener großen Stadt am Rhein. Du hattest bis zur Ueberfättigung gekostet, bis zum Taumel des Berauschtseins dem wilden Wirbel dich hingegeben. Da — es war in der Nacht zum Aschermittwoch, nahe dem Vorüberausch jener festesbunten Tage — kamst du mit zwei Freunden in eines der großen Wirtschaftshäuser im Zentrum jener Stadt. Ihr waret nahezu berauscht und bis zur Tollheit ausgelassen. —

Entsinnst du dich?

Ihr wolltet speisen. Der Kellner lief, immer wieder von euch getrieben, her und hin. Ihr prunktet mit eurem Gelde. Alles war euch nicht gut genug. Närrinnen und Narren umdrängten euren Tisch, quittierten eure Bemerkungen mit lautem Beifall. Semmeln mit Käse, Fleischbrote, Schnitten mit Schinken, mit Kaviar: alles war nicht recht. Der Kellner schaute euch ratlos an. Da warst du es, der Landsfahrer Georgi, der jetzt mit großen Hungeraugen durch den Nebel geht, der zuletzt mit geringschätziger Gebärde das Tablett heftig von sich stieß, so heftig, daß die Semmeln und köstlichen Fleischschnitten herunterfielen unter die Füße der umdrängenden Narrenschar.

„Fort mit dem Zeug! — wir sind anders zu speisen gewohnt!“

Weißt du es noch, wie der Kellner mit großen, entsehten Augen dich ansah, wie die Narrenschar in ihrer Ausgelassenheit deinen Frevel am geheiligten Brote begriff und plötzlich jedes laute Wort verstummte? Wie sie von euch abrückten, Männer und Frauen, als wollten sie nun keine Gemeinschaft mehr haben mit euch. Dann wies euch der Wirt aus dem Lokal.

Weißt du es noch . . . ?

Es war eine unerbittliche Gewissensforschung, die der Hungernde in langsamem Dahinschreiten hielt. Und ehrlich bekannte er sich schuldig. Er versuchte nicht, vor dem strengen Richter Gewissen sich zu entlasten, um Zubilligung mildernder Umstände zu bitten. Er sagte nicht: Ich war nicht Herr meiner Sinne, ich wußte in Trunkenheit nicht, was ich tat. „Ich wußte es sehr gut!“ bekannte er sich laut zu jenem Frevel. Und in der Einsamkeit der nebelnden Straße beugte sich Georgi in Schuld und bitterer Reue, und er weinte wie ein Kind.

Um das Dunkelwerden erreichte er ein Dorf. Hundegebell hallte ihm entgegen. Dann wuchs ein Haus empor, und das Feuer einer Schmiede leuchtete ihm wie ein Hasenlicht. Georgi trat in den hellen Schein des Feuers, grüßte und suchte unter des Meisters fragenden Blicken nach dem rechten Wort.

„Nur ein Stück Brot . . .!“ Es war nur ein Hauch, ein undeutliches Flüstern. Aber der biedere Meister hatte doch verstanden, und er wußte sogleich fühlenden Herzens um die ganze Not des armen Gesellen, der da in der demütigen Haltung eines schwergeprüften Menschen vor ihm stand. Einen Augenblick überlegte der wackere Mann. Der Mensch sah ja zum Erbarmen elend aus. Da mußte geholfen sein. „Nehmen Sie einen Augenblick Platz!“ rief er dann munter und rückte dem Fremden einen Schemel zum Feuer hin. „Gleich ist Feierabend. Dann sollen Sie, wenn es Ihnen recht ist, mein Gast sein!“ Georgis Dankwort schnitt er kurz ab. „Still, lieber Freund! In dieser schlimmen Zeit kann leicht einer in Not

kommen! Da ist es einfach Pflicht, zu helfen! Das wenigstens müssen wir Menschen füreinander tun!"

Die Meisterin begrüßte den Landsfahrer herzlich. Fünf Kinder-Patschhändchen streckten sich ihm entgegen wie einem vertrauten Gast. Georgi war tief gerührt. Dann dampfte die Suppe auf dem Tisch. Die Meisterin reichte Brot dazu und der Meister betete, laut, feierlich: „Unser tägliches Brot gib uns heute ...!“

Und vor dem, der in ewig-gütigem Gewähren immer wieder dem Korn der Felder Wachsen und Gedeihen gibt, neigte sich, zum ersten Male seit Jahren, der Landsfahrer Georgi: „Und vergib uns unsere Schuld ...!“

Dann nahm er dankbar und in Ehrfurcht die Gottesgabe entgegen, das heilige Brot.

Friedr. C. Meyer.

Seit er arbeitslos ist . . .!

Am Haupteingang des Bahnhofes traf ich mit einer Frau zusammen, in deren Begleitung sich ein Mädchen von etwa elf Jahren befand. Die Frau war sichtlich sehr bewegt und hatte Tränen in den Augen stehen. Als sie mich erkannte, bat sie mich, ihr einige Augenblicke Gehör zu schenken. Das Kind wurde zum Schalter geschickt, um eine Fahrkarte zu holen. Da es wegen des Andranges ziemlich lange ausblieb, hatte die Mutter Gelegenheit, mir hastig ihre Kummernisse darzulegen. Zunächst wollte sie nur wissen, ob es angängig sei, das Kind zu ihrem Bruder in Pflege zu geben und zu diesem Zwecke mitten im Schuljahr von der Schule abzumelden. Da dies selbstverständlich zulässig ist, war sie ganz erfreut. Was sie dann erzählte, will ich ganz kurz zusammenfassen.

Als Witwe mit drei noch kleinen Kindern war die Frau bei dem Tode ihres ersten Mannes zurückgeblieben. In ihrer wirtschaftlichen Bedrängnis glaubte die Frau für sich und die Kinder nicht besser sorgen zu können als durch eine zweite Heirat. Ein Bewerber war bald zur Stelle. Es handelte sich um einen Mann mit bestem Ruf und anscheinend durchaus gesicherter Existenz. Aber was will heute das Wort gesicherte Existenz bei Leuten bedeuten, die in irgendeinem Arbeits- oder Angestelltenverhältnis stehen! Kaum irgend jemand von ihnen kann mit Sicherheit behaupten, er sei vor dem Abbau gesichert. Solange also der zweite Mann, ein tüchtiger Werkzeugschlosser, sicheres Einkommen hatte, gestaltete sich die Ehe friedlich. Das Verhältnis des Gatten zur Frau und den Kindern war wirklich gut und wurde väterlich im besten Sinne, als ihm selbst ein Kind geboren wurde. Dann kam über Nacht die Entlassung aus der Arbeit. In den ersten Wochen blieb der Mann, gestützt von der Hoffnung, freundlich zu den Angehörigen. Als aber Monat um Monat verging, ohne daß trotz täglicher Bemühungen Arbeit zu finden gewesen wäre, als man endlich der kärglichen Unterstützung nichts mehr hinzufügen konnte und die Not im Hause immer größer wurde, wandelte sich das Wesen des Familienvaters von Grund aus. Wie es in solchen Fällen meist zu geschehen pflegt, fand er auf der Straße gewissenlose Freunde, die an ihm hekten und ihn immer unzufriedener machten. Er begann die Kinder aus erster Ehe der Frau zu drangsalieren. Wenn dann die verängstigte Frau bat, er möge doch die unschuldigen Kinder mit seinem Zorn verschonen, dann brach er mit ihr einen Streit vom Zaune. Schließlich kam es so weit, daß er seine Frau schlug. Bei einer solchen Szene sprang ihn das älteste Töchterchen an. Es wollte nur die geliebte Mutter schützen. Seit diesem Tage war es ganz und gar aus mit dem letzten Rest des häuslichen Friedens. Täglich hallte die Wohnung wider vom widerlichsten Gezänk. Besonders das älteste Kind wußte sich nicht mehr zu retten vor der immer wieder ausbrechenden Wut des Stiefvaters. So entschloß sich denn die Mutter, das Kind bei einem Bruder auf dem Lande unterzubringen, der ihr schriftlich versprochen hatte, für dasselbe sorgen zu wollen, bis bessere Verhältnisse eingetreten seien. Ob es nun besser werden wird im Hause? Ich vermag die Hoffnung nicht zu hegen, werden doch dem Manne immer noch zuviel Eifer am leeren Tische sitzen.

Niemand kann die Not der Gegenwart mit einem Schlag beseitigen. Diejenigen aber, welche ein sicheres Einkommen haben, und sei es auch bescheiden, könnten doch im Einzelfall mehr helfen. Das gilt besonders von jenen Wirtschaftskreisen, die noch Arbeit vergeben könnten. Die Beobachtung des täglichen Lebens muß das Gefühl

bestärken, als wäre auf manchem Posten noch eine Kraft zu brauchen. Wer die unverschuldete Volksnot auf sich wirken läßt, muß zu dem ernstesten Willen kommen, dem Nächsten zu helfen, um wenigstens das Familienelend nicht noch wachsen zu lassen.

Man wendet sich in der Öffentlichkeit immer schärfer gegen die sogenannten Doppelverdiener, also gegen Familien, in denen Mann und Frau ein getrenntes Einkommen haben. Ich möchte diesen wunden Punkt auch in der „Monika“ einmal zur Sprache bringen. Unter Doppelverdienern verstehe ich natürlich nicht etwa Geschäftsleute, wo Mann und Frau sich um den Erwerb im gleichen Betrieb bemühen müssen. Es kann sich nur um solche Fälle handeln, wo Mann und Frau im festen Angestelltenverhältnis stehen oder beamtet sind. Noch jüngst hörte ich von einem jungen Ehepaar, das Anschaffungen über Anschaffungen machen kann und hochmodern eingerichtet ist, weil zwei ziemlich hohe Einkommen zusammenfließen. In normalen Zeiten, da jeder Arbeitswillige auch Arbeit findet, wäre diese Art des Doppelerwerbs vielleicht zu entschuldigen. Heute geht sie glatt gegen die christliche Moral. Wo ein Familienvater nicht weiß, wie er für Frau und Kind das Brot herbeischaffen soll, da müßte man ihn laut gesetlicher Vollmacht in die Stelle einer Frau einrücken lassen, deren Mann ein ausreichendes Einkommen hat. Diese Frau sollte aber nicht auf gesetzlichen Zwang warten, sondern freiwillig auf eine Einnahmequelle verzichten, die ihr Nebenfluß sichert, während andere bittere Not leiden müssen. Ich verkenne durchaus nicht, daß es einmal Fälle gibt, die das bestehende Doppeltinkommen berechtigt erscheinen lassen. Aber von diesen Ausnahmefällen abgesehen, ist die Zahl der Doppeltinkommen noch viel zu groß. Viel bittere Not könnte gelindert werden, wenn Vernunft und Liebe hier Wandel schaffen wollten. Wer täglich die Not des Volkes sieht, wohlverstanden, die Not des braven, arbeitswilligen Volkes, nicht die der notorischen Lumpen, der sucht nach Vor-



Arbeitslos. Von Hugo Kocher.

schlagen zur Linderung. Die Abschaffung der Doppelinkommen, der freiwillige Verzicht von entlohnter Frauenarbeit zugunsten eines Familienvaters in den Fällen, in welchen es keine Notwendigkeit ist, sind praktische Vorschläge, die zwar nicht alles, aber viel bessern könnten. Daß meine Darlegungen weder das Einkommen einer alleinstehenden Frau oder das eines jungen Mädchens berühren, ist selbstverständlich. Erstere hat, wie jeder Mann, das Recht auf Existenzsicherung; letzteres darf durch sein Einkommen den Grund legen für eine Zukunft.

In dem eingangs geschilderten Erlebnis haben wir einen Mann kennengelernt, der durch lange Arbeitslosigkeit zu großer Unzufriedenheit kam und nun, anstatt der Familie eine Stütze zu sein, ein Tyrann geworden ist. Wenn sich die Folgen der erzwungenen Arbeitslosigkeit nur so äußerten, dann stände es noch gut mit unserem Volke. Leider aber sind diese Folgen viel furchtbarer. Müßiggang ist aller Laster Anfang! So sagt ein uraltes Sprichwort, in Zeiten entstanden, als der gesunde Mensch noch nicht auf der Straße zu hungern gezwungen war. Wie richtig das Sprichwort ist, hat mir schon manche Mutter geklagt. „Seit mein Sohn arbeitslos geworden ist und tausend Gänge vergeblich machen mußte, ist er auf die schiefe Bahn gekommen. Nun sitzt er im Gefängnis. Niemals wäre er dahin gekommen, wenn er Arbeit hätte finden können.“ — „Ich weiß, mein Mann war in sittlicher Beziehung immer nicht der Stärkste, aber er hielt sich doch brav, ging zu den Sakramenten und bemühte sich ehrlich, Herr seiner Leidenschaft zu werden. Nun hat er Schande über die ganze Familie gebracht und sich an der Unschuld eines braven Mädchens vergangen.“ — Mit der materiellen Not, die ja augenfällig ist, verbindet sich eine sittliche Not, deren Ausmaß mit den angezogenen Ausprüchen längst noch nicht angedeutet ist. Wahrschäftig, es lastet auf uns Christen der Gegenwart eine riesengroße Verantwortung, der wir uns keineswegs entziehen können oder dürfen.

Wenn aber materielle und sittliche Not in engem Zusammenhang miteinander stehen und beide in der Familie von den Frauen und Kindern naturgemäß am meisten empfunden werden, dann mag es doch wohl angebracht erscheinen, den Frauen und Müttern einige Gedanken nahezu legen, wie sie die Schäden vielleicht mildern könnten.

Notwendig ist wohl an erster Stelle die achtsame Ueberwachung des eigenen Verhaltens. Schau, christliche Mutter, wenn du dich von der Sorge gar zu sehr niederdrücken läßt, wenn du dich von der Religion abkehrst in dem Wahn, Gott habe dich und das Schicksal deiner Lieben doch vergessen, dann hilfst du mit, die Familie langsam, aber sicher zu zerstören. In diesem Falle wird es dir eben niemals möglich sein, auf den arbeitslosen Gatten oder einen erwachsenen Sohn irgendwelchen Einfluß zu gewinnen. Im Gegenteil wird dein Mißmut, deine Uebellaunigkeit die Quelle häuslichen Streites werden. Ganz anders, wenn du in christlicher Geduld das Kreuz trägst, welches Gott auf deine Schultern gelegt hat. Diese Geduld läßt dich bei aller Not freundlich im Umgang mit den Angehörigen bleiben, läßt deine Liebe wachsen, läßt dich stark werden im Gebet und gibt dir Mut für den schweren Lebenskampf. Dein Gatte, deine Kinder sehen dich, fühlen deinen Starkmut. Sie würden innerlich beschämt werden, wollten sie dir nun mit Zankucht begegnen, wollten sie ihre Christenpflichten veräumen, wollten sie ins Lager der Glaubensfeinde umschwanken. Unterschätze diesen deinen Einfluß auf alle im Hause nur ja nicht. Mancher aufrechte christliche Mann könnte dir sagen: „Ich war draus und dran, alles über Bord zu werfen. Meine tapfere Frau hat mich mit ihrem Beispiel gehalten.“

Mit dem Beispiel darf und soll sich auch das überredende, das tröstende oder mahnende Wort verbinden, wenn die Stunde dafür gelegen ist. Schaue dich mit Vorbedacht nach solchen Stunden um, da dein Gatte oder Sohn dem guten Wort zugänglich erscheint. Und dann sprich zu ihnen, sprich aus dem Herzen voller Liebe das ruhige, klare Wort der Bitte, der Mahnung, der Warnung! Sorge nicht, es könne auf allzu steinigem Boden fallen! Du kämpfst um dein häusliches Glück und hast einen verbrieften Anspruch darauf, daß Gott dir helfe. Er hilft, wenn nicht heute, dann morgen, nach Monaten, nach Jahren vielleicht erst. Laß dich das Warten nicht verdrießen. Wie schön, wenn endlich doch der bessere Tag kommt, an dem du mit Stolz sagen darfst: „Ich habe mit Gottes Hilfe das Fundament unserer Familie zusammenhalten dürfen; mein Beispiel christlicher Treue hat den Mann und die Kinder auf dem guten Wege gehalten, so daß wir doch nur leibliche, nicht aber sittliche Not zu leiden brauchten!“

Meine Zeilen werden aber auch in Häusern gelesen, wo die Not in beiden Gestalten schon scharfe Formen angenommen hat. Da, liebe Hausmutter, nimm doch heute den Kampf auf! Versehe dich in die Tage zurück, da noch alles gut und schön war, da den Vater, den Sohn, die Tochter noch kein Vorwurf treffen konnte. Versuche einmal, so liebevoll, so freundlich, so gütig gegen alle im Hause zu sein, als ob die sonnigen Tage noch gegenwärtig seien. Ich weiß,

das ist furchtbar schwer, aber ich weiß auch, daß es so ziemlich das einzige Mittel ist, Gewölk des Unfriedens zu zerstreuen, in den Herzen der Angehörigen Liebe zu wecken und Reue auszulösen über Fehltritte, die nun einmal geschehen sind, aber durch ein besseres Leben vergessen gemacht werden können.

Eine brave Frau kann in der Familie viel Gutes wirken, auch in Notzeiten, wie der gegenwärtigen. Ob ich die Leserinnen davon überzeugen konnte, weiß ich nicht. Wer noch zweifelt, sollte wenigstens veruchsweise meinen Richtlinien folgen. Der Erfolg wird meine Theorie bestätigen, eine Theorie, die bezüglich des Kapitels Arbeitslosigkeit aus lebendiger Fühlung mit breitesten Volksschichten erwachsen ist.

Amicus.

Der weiße Christus mit dem roten Mantel.

Frau Juliane legte hastig das Jungmädchenbild mit dem Trauerflor hin, als es klopfte. Alma war es, ihre langjährige Hausgenossin. „Da ist die Frau von dem Schuhmacher Told in der Beselstraße, der neulich an der Schwindfucht starb“, sagte sie resolut. „Ihre Susanne macht seitdem Botengänge bei Helling und Komp. Sie ist ein schmales, blaßes Ding. Die Frau bittet so inständig um ein warmes Stück Zeug für sie. Es ist früh kalt geworden in diesem Jahr.“

Frau Ufer preßte bitter den Mund mit den scharfen Leidsfalten. Ihre Augen, die von ungeweinten Tränen brannten, wurden düster.

„Ich sagte es Ihnen doch schon so oft, Alma, daß ich nicht allen Leuten helfen kann. Zu allen Sammlungen habe ich gezeichnet. Wie oft auch fällt man mit diesen Leuten herein!“

Das Mädchen blieb unerschüttert stehen. „Frau Ufer, Tolds kennen Sie so gut wie ich, es sind ehrliche, schwergeprüfte Menschen. Frau Told meinte, weil Ihnen die Tochter gestorben ist, wäre vielleicht ein abgefehtes Stück von ihr da. Vier Kinder!“ —

Frau Ufer fuhr sich gramvoll über die heißen Augen und sah Alma feindlich an. Solche Armutspflänzchen läßt der unbegreifliche Gott in einem übertollen Garten, und ihr brach er die einzige Rose! Zu all ihren Bitten und Gelöbnissen hat er geschwiegen. Der Himmel ist ungerührt geblieben von ihrer Verzweiflung am Sterbebett des einzigen Kindes.

„Vier Kinder hat die Frau, und sie klagt? Und mein Leid will sie nun noch ausnutzen? Alma, mir scheint, Sie haben mehr Herz für Fremde als für mich.“

„Frau Ufer, die bittere Not! Sie ahnen ja nicht...“

Frau Juliane sah gequält zum Bilde auf dem Schreibtisch. Daß so viel Jugend und Liebreiz binnen acht Tagen dem Tode verfallen konnte! Es war, als wolle das sonnige Menschenkind in der weißen Primanermütze aus dem Rahmen treten und sie umarmen, wie oft in lauschigen Dämmerungen, wenn sie hereingestürzt war und ihr sprudelnd ihr Tageserleben erzählt und Zukunftschlösser gebaut hatte. Und sie soll nun so einem Mädel von der Straße von ihren schönen Sachen geben! —

Sie hatte Alma fast vergessen.

„Frau Ufer, die Susanne trägt das Erbe ihres Vaters. Sie friert so bei ihren Ausgängen.“

Frau Juliane schauderte. Eine Schwindfuchtige in Gijelas schönen Kleidern! Sie zupfte ungeduldig an den Bändern ihres Trauerkleides und sagte unsicher: „Im Zimmer meiner Tochter sollte doch einstweilen alles bleiben, wie es ist, das wissen Sie doch, Alma. Wenn ich es einmal über mich bringe und die Sachen anrühre, dann können die Kinder meiner Schwester sie tragen. Das täte mir nicht so weh.“

Alma wandte sich stumm und wollte gehen. Ihre stolze, knappe Art machte Frau Juliane unruhig. Sie rief sie zurück und stieg ihr voran zum zweiten Stoß. Der Schlüssel knirschte in der Tür des weißen Mädchenzimmers. In der Ecke stand ein Bett mit einer rosa Decke. Frau Ufer sah nur scheu hin. Auf einem kleinen Tische stand unter einem dünnen Trauerflor dasselbe Bild wie unten, wie ein Lenz unter Wolken.

Frau Ufer schloß den weißen Spiegelschrank auf. Da hingen in langer Reihe Mädchenkleider und Mäntel auf umhäftelten Bügeln. Alma streifte traurig das sonnige Mädchenbild: „Lebst du noch, die arme Susanne brauchte nicht zu frieren.“

Frau Juliane stand da mit gerungenen Händen. Alma hörte ihren schweren Atem. „Sehen Sie doch selber, Alma“, sagte sie schließlich gepreßt, „kann man denn so kostbare Sachen an den ersten Besten verschleudern? Hier das blaue Samtkleid, das ich Gijela von Borkum mitbrachte. Und das braune Komplet, das sie für die Reise nach Oberammergau bekam. Können Sie sich so ein armseliges Ding von der Straße darin denken? Und der nachtblaue Mantel mit dem echten Marderpelz, — sie schluchzte trocken auf — „den hatte sie auf dem letzten Ausgang an. Den kann ich nicht weg-schenken, das müssen Sie doch einsehen.“

„Vielleicht könnte der Pelz herunterkommen“, wagte Alma einzuwenden, aber vor dem abweisenden Blick der grauen Frauenaugen wurde sie stumm.

„Da, den roten Schulmantel könnten Sie allenfalls nehmen. Er ist zwar sommerlich und auch verschliffen, aber das Mädchen kann ihn sich ausbessern und Warmes unterziehen.“

„Ach, Warmes!“ seufzte Alma. „Ja, wenn Sie vielleicht ein warmes Teilchen von Fräulein Gisela...“

Die Frau unterbrach sie heftig. „Soll ich auch die Läden da noch aufsperrn? Es scheint, es macht Ihnen Spaß, in meinen Wunden zu wühlen.“

Alma nahm den Mantel, sah ihre Freundin an und sagte in seltsamem Tone: „Bergelt's Gott! Er möge es Ihnen so lohnen, wie wenn Sie ihm selbst den Mantel geschenkt hätten!“

Sie lief hinauf in ihre Kammer, raffte zwei warme Stücke Wollzeug aus der Lade und gab unten alles der überglücklichen Frau. Die griff nach den Wollstücken. „Oh, so was fehlte Susanne gerade. Der Herrgott soll es deiner Herrin vergelten. Ich weiß, wie es ist, wenn einem ein Liebes stirbt. Ach Gott, lange wird Susanne wohl nicht mehr frieren auf dieser Welt.“ —

Der „Stille Abend“ versank über die Häuser-Wohnungen der Lebenden und Toten. Ein Lichtlein nach dem andern erlösch auf den stillen Gräbern. Die Luft hing voll Reif.

Es war halb 11 Uhr, und Frau Ufer war noch nicht von ihrem Friedhofsgang zurück. Sie verbrachte jeden Tag Stunden an Giselas Grab. Alma dachte, daß sie mit zu Bekannten gegangen wäre. Sie ging von einem zum andern und fragte nach ihr. Ueberall der Bescheid, sie hätte allein am Grabe ihrer Tochter sein wollen. Alma lief zum Friedhof. Der Wärter wollte gerade schließen. Sie hastete zur Uferschen Familiengruft. Da — auf der weißen Bank hinter einer hohen Zypresse kauerte eine dunkle Gestalt. Neben ihr das frische, blumenbeladene Grab. Alma rief sie an, sie griff nach ihren eiskalten Händen. Frau Juliane schüttelte ihre Hand ab. Auf ihr Zureden murmelte sie wirr: „Gisela friert doch... Hat ja nur den dünnen Mantel an...“

Der Friedhofswärter holte eine Taxi. Sie brachten die Schwerkranken heim, in warme Decken. Der Arzt kam. Er zuckte die Schultern. Nervenfieber? Beginnende Lungenentzündung? Der lange, unerlöste Gram, das stundenlange, regungslose Sitzen am Grabe in der kalten Abendluft.

Die Kranke wollte nur Alma um sich haben. Die wußte allein um die Not, die sie in den Verwirrungen des Fiebers ausstöhnte. Immer nur der Jammer nach ihrem Kinde, und daneben eine andere geheime Bangnis. In dieser nannte sie Gisela Susanne. Und — Alma war es eine erschütternde Offenbarung — immer ging es um einen roten Mantel, in dem einmal Gisela, dann Susanne fror. Und in einer heißen Fiebernacht gar der große, weiße Christus, den Alma zu Fußenden des Bettes gerückt hatte, damit die Kranke in wachen Stunden einen tröstlichen Ausblick hatte.

„... Gebt ihm doch den andern... Er ist nur halb bedeckt... Oh, nun ist er fort... In den Straßen geht er... O Gisela, er ist so fremd und blaß... Oh, da ist er wieder... Susanne, der rote Mantel... ist so dünne... Weißer Heiland... er sieht mich so... furchtbar traurig an... er wankt... er stürzt... Oh!“

Alma war ins Nebenzimmer gegangen, um ein Beruhigungsmittel zu holen. Als sie zurückkam, stand die Kranke taumelnd am offenen Schrank und riß mit fiebernder Hand Kleider heraus und warf sie über das weiße Christusstandbild. Alma brachte sie mit Mühe wieder zur Ruhe.

Ihre zähe Natur überstand die Krise. Das Fieber sank und mit ihm die wirren Träume. In einer Dämmerstunde tastete sie nach der Hand ihrer treuen Pflegerin. „Alma, Sie haben wahr gesagt, er hat mir vergolten — als hätte ich ihm — den Mantel selbst gegeben. Ich habe sterben wollen, aber der rote Mantel war zwischen mir und Gisela. Der Richter hatte ihn an. Ich muß ihm erst den andern geben.“

Alma dachte, daß sie wieder irre rede, und wollte sie beruhigen. Aber da kam das Herrliche in ihrer Art wieder. „Alma, Sie sollen mir Susanne holen. Ich habe sie an dem Tage, wissen Sie, am Grabe ihres Vaters gesehen. Sie fror so in dem dünnen, roten Mantel. Sie muß kommen.“

Alma wurden die Augen dunkel. Sie drückte die Hand der Frau und sagte leise: „Sie friert aber jetzt nicht mehr. Sie ist bei Ihrer Gisela.“

Die Kranke fuhr entsetzt vom Lager auf. „Tot?“
„Ihr Vater hat sie heimgeholt. Der hat es gewußt, wie kalt es auf der Erde ist. Die Mutter gönnt es ihr. Sie ist ergeben. Und dankbar, daß Susanne es jetzt warm hat.“

Frau Juliane bekam einen Rückfall. Sie stöhnte, nun würde der weiße Heiland immer den dünnen, roten Mantel tragen, der ihn nur halb zudeckte, und immer würde er sie so streng ansehen.

Alma trug das Standbild fort. Aber er war in allen Träumen der Kranken wieder da und stand wie ein Richter zwischen ihr und ihrem Kinde.

Als Frau Juliane aus diesen Aengsten erwachte, war sie schwach und hilflos wie ein Kind. In der ersten klaren Stunde befahl sie Alma, alle Kleider aus Giselas Spiegelschrank und alle Sachen aus den weißen Läden zu bringen und vor den weißen Christus hinzulegen. Alma tat es strahlend. „Alles soll er haben?“

Die müde Frau nickte und sah hinüber zu Giselas Bild. Ihr war, als ob sie lächelte unter dem düstern Flor, wie damals, als sie ihre Puppenstube zu der kleinen Erna holen bringen durfte.

Auch die heiligen Engel freuten sich, als Alma in stiller Nacht die warmen Hüllen in Stuben und Winkel trug, in denen ihr Heiland taufendfach in den Kleinsten und Aermsten seiner Brüder fror...
Anna Kayser.

Der Schrei nach Brot und Arbeit.

Durch Deutschland gelst der millionenfache Schrei nach Brot und Arbeit. Das Ausland will den Schrei nicht hören, hat auch ein Interesse daran, recht taub zu bleiben, weil in den Köpfen hochweiser Politiker immer noch die fixe Idee spukt, Deutschlands Untergang sei des eigenen Landes Aufstieg. Ob dieser Gedanke längst durch die unerbittlichen Tatsachen widerlegt ist, ändert unsere furchtbare Lage nicht, schafft weder ein Stück Brot noch einem Arbeitslosen die langersehnte Beschäftigung. Im Inland sinken für die, welche noch Arbeit haben, Löhne und Gehälter in einer Weise, daß zunächst die größeren, kinderreichen Familien das Existenzminimum nicht mehr erreichen und mehr und mehr verelenden, daß andererseits aber auch die Kaufkraft in einer Weise vernichtet wurde, die Tausende von ehemals gut begründeten Geschäften vernichtet hat und noch weiter vernichtet.

Da hört man nun oft: „Seid sparsam und schafft Arbeit!“ Aber wenn man zu dem Rezept keine näheren Anweisungen gibt, wird der Erfolg wohl ausbleiben.

Es wäre ein sinnloses Unterfangen, wollte ich hier den Versuch machen, für den Bereich des gesamten deutschen Volkes Sparmöglichkeiten und Arbeitsgelegenheiten aufzuweisen. Ich kann mich nur an den Leserkreis der „Monita“ wenden, also vorwiegend an Hausfrauen. Da sind, das sei voraus mit allem Nachdruck betont, in vielen, sehr vielen Familien keine Sparmöglichkeiten mehr zu finden. Soweit in anderen Familien noch von Sparen und der Beschaffung von Arbeitsgelegenheiten die Rede sein kann, will ich solche Möglichkeiten andeuten.

Im engsten Sinne handelt es sich hier also um die Frage: „Wie kann die Hausfrau zunächst ihren Haushalt sichern und darüber hinaus vielleicht für irgend jemand Arbeitsgelegenheit schaffen?“ Es scheiden hierbei alle Familien aus, die auf Arbeitslosenunterstützung angewiesen sind oder sonstwie von der Zeitnot in besonderer Weise betroffen werden.

Wohnung, Nahrung und Kleidung sind die wichtigsten Ausgabenposten für eine Familie. Trotz der Notzeit bleibt pünktliche Mietbeziehungsweise Zinszahlung (bei Eigenheimen) unumgänglich notwendig, wenn man nicht in große Schwierigkeiten kommen will. Man beobachtet zumal in größeren Gemeinden, wie immer mehr Leute, die vordem in großen Wohnungen gelebt haben, entweder von ihren Räumen etwas abzuvermieten suchen oder in kleinere, höher gelegene, billigere Wohnungen ziehen. Das Untervermieten ist nicht immer erlaubt, ist heute auch schwer, weil infolge der Arbeitslosigkeit viele möblierten Zimmer leerstehen. Wo aber die Möglichkeit dazu gegeben ist, dürfte es dem Umzug meist vorzuziehen sein, weil letzterer mit großen Kosten verbunden ist und dadurch zu erwartende Ersparnisse für eine längere Zeit aufgezehrt werden. Eine Einschränkung und Verbilligung der Wohnverhältnisse herbeizuführen, wird immer nur einer beschränkten Zahl von Familien möglich sein. Jedenfalls darf der Versuch auch nicht gemacht werden, wenn schwerwiegende, gesundheitliche oder sittliche Bedenken — letztere etwa bei dem Vorhandensein mehrerer Kinder verschiedenen Geschlechts — geltend gemacht werden müssen. Da muß die Ueberlegung schon in eine andere Richtung gelenkt werden, sagen wir einmal auf das Gebiet der Ernährung. Erfahrungsgemäß können sich viele Hausfrauen schwer dazu entschließen, ihre gewohnte Küche umzustellen. Trotzdem will ich versuchen, einige Möglichkeiten anzudeuten. Vielleicht können einmal an Stelle von Fleischgerichten oder den gerade so teuren Mehlspeisen Gemüseschüsseln auf den Tisch kommen. Die Ernährung der Familienglieder braucht dadurch nicht zu leiden. Oder auf dem Schulfrühstück der Kinder könnte der Belag vielleicht in Fortfall kommen. Gesundheitliche Schäden sind nicht zu befürchten. Am Sonntag kann es ja bei der alten Gewohnheit verbleiben. Der Tag ist dann festlich angestrichen für Erwachsene und Kinder in der Familie. Vom feinen Weißbrot könnte man zum derberen und verhältnismäßig billigeren Schwarzbrot übergehen. Ob man sich am

Sonntag noch ein Stück eigegebäckenen Kuchen leisten mag, hängt von den Umständen ab. Jedenfalls wird der Familie kein Schaden verursacht, wenn einige Sonntage auf den kleinen Genuß verzichtet wird. Ich meine, im Hinblick auf so viele, die selbst an den höchsten Festtagen darben, sei das nicht schwer. Jede Hausfrau möge selbst darüber nachdenken, wo sich auf dem Gebiete der täglichen Ernährung noch Sparmöglichkeiten finden lassen. Ich möchte nur noch auf die Feuerung in der Küche hinweisen. Seit geraumer Zeit benutzen wir eine Sparplatte auf dem Küchenherd. Diese hat zwar neun Mark gekostet, bewährt sich aber glänzend. Die Ersparnis an Brennstoff ist sehr fühlbar. Auch die richtige Behandlung der Zimmeröfen kann eine Ersparnis bringen.

An den eigentlichen Genußmitteln, die ja auch in gewissem Sinne zur Nahrung zählen, sollte in allen Familien mit aller Energie gespart werden. Die Hausfrau mag ihrem Manne und einem erwachsenen Sohn das Pfeifchen gönnen. Sind die Männer aber Zigarettenraucher, dann ist eine Umstellung auf den wesentlich billigeren Rauchtobak wohl angezeigt. Wein, Bier, Spirituosen sind ziemlich überflüssige Dinge. Viele Männer, selbst Frauen können das trotz aller wirtschaftlichen Not in der Familie noch immer nicht einsehen, doch bezüglich der Genußmittel handelt es sich nicht um kleine, sondern um wirklich große Ersparnisse, die in vieltausend Familien erzielt werden könnten, wenn nur die nötige Energie zum Verzicht aufgebracht würde. Nur kommt es darauf an, nicht von den anderen die Einschränkungen zu erwarten, sondern selbst Opfer zu bringen. Frauen und Mütter müssen in dieser Richtung ihren Einfluß vorsichtig geltend machen, um den Frieden der Familie nicht zu gefährden. Alles ist Gewohnheit, auch die Enthaltung von teuren Genußmitteln, deren Verbrauch manche Familie wirtschaftlich sehr belastet. Gegenwärtig ist Notzeit; da wollen die Hausfrauen überlegen, wo gespart werden kann, von den Männern aber muß erwartet werden, daß sie den Namen Mann verdienen, indem sie mit Energie am wirtschaftlichen Aufstieg ihrer Familie arbeiten.

Die dritte Möglichkeit liegt auf dem Gebiete der Kleidung. Vor dem Kriege waren wir Deutschen ein leidlich wohlhabendes Volk, kleideten uns aber im Durchschnitt einfach, gediegen und wohlfeil. Während des Krieges kam die schwere Not über uns, aber der Kleiderluxus fing schon an zu steigen. Nach dem Kriege verlor man sich in wirtschaftliches Elend, doch da erst kamen die verschrobenen Schuhmodelle in Mode, da erst begannen Kontoristinnen, Ladenfräulein und Dienstmädchen Seidenkleider zu tragen. Aber sparsam geworden sind doch viele, indem sie keine Ärmel mehr an die Kleider nähen, das Kleid oben und unten ein gutes Stück zu kurz werden ließen. Zu dieser „Stoffersparnis“ kam dann der Luxus an Seidenstrümpfen, Unterwäsche usw. Jedes weitere Wort darüber ist über-

flüssig. Wir alle kennen die Krankheit, aber wenige haben bis jetzt den Mut, zum gebiegenen Strumpf und Kleid zurückzukehren. Hier wären in vielen Familien Ersparnisse möglich. Auch die Mode der Männer zeigt Auswüchse, die nicht mit der Not unserer Zeit in Einklang zu bringen sind. Der Herr Sohn hat sich die Bedürfnisse angequält, und der sorgenbeschwerte Vater darf sie finanzieren. Der Notzeit entsprechend ist das alles nicht, doch wer hat als Hausvater und Familienmutter den Mut, rücksichtslos das Nötige zu sagen und den überflüssigen Ausgaben zu steuern? Von der Jugend darf man die Einsicht nur in sehr seltenen Fällen erwarten, sich aus eigenem Antrieb einzuschränken.

Ich meine, mit den vorstehenden Ausführungen den Blick auf verschiedenartige Sparmöglichkeiten hingelenkt zu haben. Die erzielten Ersparnisse müssen, wie schon gesagt, an erster Stelle Verwendung finden, um die Familie vor drückenden Verpflichtungen zu bewahren. Solche Lasten entstehen leicht, wenn man mit der Wohnungsmiete oder den Hauszinsen im Verzug bleibt, noch leichter allerdings, wenn nach der jetzt so beliebten Weise leichtsinnig auf Ratenzahlung gekauft wird. Haben wir darüber hinaus Ersparnisse machen können, so entsteht die Frage, wie wir damit Arbeitsgelegenheiten schaffen können. Wieder muß ich mich mit Anregungen nur an die Hausfrauen wenden. Nehmen wir an, eine Hausfrau habe gegenwärtig nur zehn Mark zur freien Verwendung. Sie kann zwar selbst nähen und flicken und stopfen, hat aber nur wenig Zeit dazu oder muß ihre Nachtruhe teilweise dafür opfern, was ja tatsächlich oft genug geschieht. Nun lebt da in der Gemeinde eine alleinstehende Person, die sich mit derartigen Arbeiten bislang ihren Unterhalt verdienen konnte, jetzt aber in Not geraten ist. Die holt man sich heran, läßt sie einen oder zwei Tage im Hause arbeiten. Die erwähnten zehn Mark sind ja für den Zweck erspart worden, einem armen Menschen Arbeit zu verschaffen, wenn auch nur für kurze Zeit. Daneben ist angenehm zu verzeichnen, daß nun Wäsche, Kleidungsstücke und Strümpfe tadellos in Ordnung gebracht worden sind und Neuanschaffungen überflüssig erscheinen. In einem anderen Haushalte mögen die Kellertreppe, die Bodenkufe, der Ausstieg zum Garten schadhast geworden sein. Es wird eine kleine Ersparnis geopfert, um den Schreiner oder den Maurer mit der Ausbesserung zu beauftragen. Früher haben solche kleine Handwerker wohl die Nase gerümpft, wenn ihnen ein Auftrag zu mager erschien. Heute kommen sie sehr gern, kämpfen doch kaum irgend jemand so sehr mit der Not als der selbständige Handwerker. Kleine Aufträge in größerer Zahl könnten manchen Handwerker vor dem Ruin retten. Man wende nicht ein, es sei auf diese Weise das eingesparte Geld doch wieder ausgegeben. An sich stimmt das schon, doch sind ja auch Werte dafür geschaffen oder der Wertbestand einer Wohnung, eines Hauses ist erhalten worden. Es ist gewiß schön, verzinsliches Geld auf der Sparkasse zu haben, doch wichtiger ist gegenwärtig, daß ohne eigene Schuld in Not geratenen Volksgenossen geholfen wird. Wer nicht aus christlichen Motiven zu dieser Erkenntnis kommt, der lasse sich ernstlich gesagt sein, daß die weitere Verelendung Deutschlands zu einem Ende mit Schrecken führen muß, welches alle Sparkassengelder in weniger als einer Stunde vernichten kann. Der geruh-same Bürger, die Frauen des Bürgerstandes, die vielleicht noch durch Schaffung von Arbeitsgelegenheiten helfen könnten, ahnen ja nicht entfernt, wie wir auf einem Vulkan tanzen. Um das zu fühlen, muß man mitten in der Brandung des Lebens stehen, muß die Not der Massen kennen, muß den seelischen Zusammenbruch von Vätern und Müttern miterlebt haben. Ich kenne das Grauen im Volk und erhebe deshalb meine Stimme zum Ruf um Hilfe. Du Bauersfrau, die du einen Stoß Holz auf dem Hof liegen hast, laß den Knecht andere Arbeit tun und rufe einen Arbeitslosen von der Straße, damit er dir gegen Entgelt und Kost das Holz zerleinere; vorausgesetzt natürlich, daß dir eine kleine Ersparnis auf anderem hauswirtschaftlichem Gebiet die Ausgabe gestattet. Eine Gastwirtin, die Inhaberin eines Geschäftes, die Frau eines Beamten und viele anderen Frauen könnten sich fragen, ob sie nicht die Kündigung einer Hausangestellten noch etwas hinauszuzögern vermögen, wenn an einer Stelle des Haushaltes gespart werden kann; ob vielleicht alle



Am Arbeitsamt. Von Andreas Untersberger.

zwei bis vier Wochen einmal eine Hilfskraft eingestellt werden kann. Mit kleinen Hilfen der erwähnten Art kann wirklich Großes geleistet werden, indem eben Kräfte in Tätigkeit gebracht und Unterhaltswerte für viele Menschen zu schaffen sind. Gerade in unserer Zeit sollten wir das Kleine, anscheinend Unbedeutende und Zwecklose nicht unterschätzen. Werden die hier niedergelegten Gedanken über Arbeitsbeschaffung auch nur in fünfzig Familien verwirklicht, dann ist der Erfolg greifbar, indem nämlich ebensoviele Leute eine vorübergehende oder dauernde Verdienstmöglichkeit haben. Wer sich vermaßen will, augenblicklich Deutschlands Arbeitslosigkeit zu bannen, gehört ins Irrenhaus. Im Kleinen kann jeder bei gutem Willen dazu beitragen, einem Menschen Arbeit zu geben, immer wieder mit der Einschränkung, daß unter jeder die Leute zu verstehen sind, welche noch nicht von Unterstützungen leben müssen und über, wenn auch noch so geringe Mittel verfügen.

Wenn zu der nötigen Anerkennung der Wille zur Hilfsbereitschaft und ein wenig Nächstenliebe treten, kann in mehrfacher Hinsicht bemerkenswerte Hilfe geleistet werden, den Familien und den Arbeitslosen.

Der letzte Tagebucheintrag:

Ein halbes Jahr war ich Stempelbruder. Tausende von Menschen schicksalen sind es, die ich mir in kurzen Notizen festgehalten habe. Arbeitslosigkeit, wie sie den Menschen quält, zermürbt, verdirbt, an der Wurzel der Volkskraft nagt; Sitte und Zucht unterwühlt! Massen gehen an ihr zugrunde. Wenige nur sind es, die erfassen, daß Leid den Menschen besser, größer, stärker macht, wenn er es trägt und überwindet. —

Arbeitslosigkeit ist nicht Einzelschicksal; sie ist Volksnot, Volksleid, Volksverderben. Wie eine Epidemie schleicht sie umher. Trifft heute den einen; fällt morgen den andern an. Kaum einer steht sicher außerhalb ihrer Macht. —

Wir sind auf dem falschen Weg und müssen umbauen. Nicht durch Statistik erfassen, verwalten und pflegen dürfen wir die Arbeitslosigkeit; wir müssen sie mit allen Mitteln bekämpfen. Ein langer und weiter Weg, bis eine vernünftige, zweckmäßige Reform erdacht und durchgeführt ist. . . . Das wichtigste ist jetzt, daß der Mensch dem Menschen hilft. Denn bis große Wandlungen, bis große Hilfe kommt, werden viele zugrunde gehen.

SOS...

Ich möchte Junker sein. Bei Tag und bei Nacht es vor allen Augen aufblitzen lassen, bis es in alle Herzen eingebrannt ist:

SOS...

Millionen deutscher Brüder in Seenot, am Versinken. Kannst du ruhig schlafen? Kannst du deinen Weg ruhig weitergehen — zum Bergnügen vielleicht — wenn du dies siehst? Mußt du nicht zu Hilfe eilen...?

SOS...

Rettet unsere Seelen! Schreien diese versinkenden Millionen auch dir zu, Leser! Du kannst, du mußt einem arbeitslosen Bruder helfen. Gib ihm kein Bettelalmosen! Gib ihm Arbeit. Viele könnten, wenn sie wollten, ein wenig Lohnarbeit abgeben. Gib ihm wenig-



Nahrungsjorgen.

stens Beschäftigung, ein gutes Buch, eine Stunde deiner Freizeit zu einer vernünftigen Unterhaltung. Hilf ihm seine Zeit ausfüllen; sein Selbstvertrauen bewahren. . . .

Hilf ihm, wenn er Familienvater oder Mutter ist, daß seine Kinder nicht Not leiden; daß sie ein wenig Freude erleben. . . . Vergiß aber auch nicht, deine Stimme zu einer wirklichen Reform der bestehenden Verhältnisse zu erheben. —

SOS...

Wehe dir, wenn du Millionen ertrinken läßt und die Hand nicht rührst, wenigstens einen zu retten. . . . wenigstens einem Versinkenden zu helfen. . . .!

Aus „Arbeitslos“ von Lisbeth Burger, Bergstadtverlag.

Herz-Jesu-Gebetsapostolat.

Gebetsmeinung für den Monat März.

Vom Heiligen Vater bestimmt.

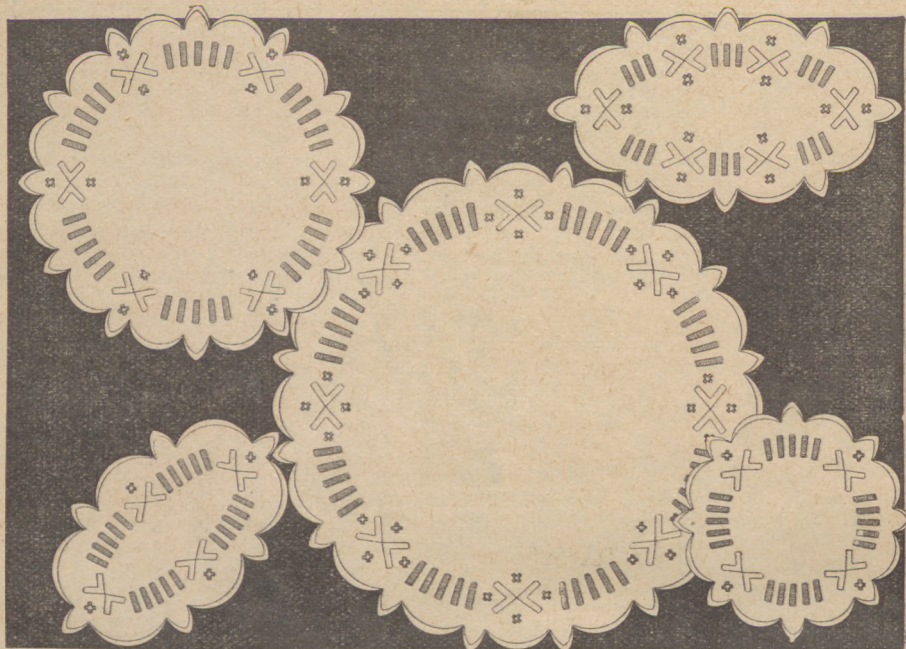
Verehrung des heiligen Joseph, des Schutzpatrons der Gesamtkirche.

Wer wäre mehr wie Sankt Joseph berufen, Schutzherr des Reiches Christi auf Erden zu sein? War er ja vom göttlichen Willen zum Schirmer der Heiligen Familie auserwählt! Er trug die Sorge für das tägliche Brot und führte die ihm Anvertrauten mit Gottes Hilfe glücklich aus allen Gefahren. — So hat die Kirche ihn zu ihrem väterlichen Schützer ernannt, damit er auch diese große Gottesfamilie behüte auf ihren Wegen durch das Erdenleben und aus allen Gefahren führe, die ihr von innen oder außen drohen.

Daß alle Glieder der Kirche ihren heiligen Schutzpatron väterlich verehren und vertrauensvoll sich an ihn wenden, sich selbst und der Kirche Gottes zum Heile, das soll unser Gebet in diesem Josephsmonat von Gott erstehen nach dem Wunsche des Heiligen Vaters.

Gesundes, frohes Alter.

Es war von jeher das Verlangen der Menschheit, ein hohes, geistig fröhliches und sonniges Lebensalter zu erreichen; daß aber vom Schöpfer jedem einzelnen mit dem Verstand auch die Einsicht ins Leben mitgegeben wurde, zu erkennen und zu erstreben, wie man dieses Glückes und Segens in vollstem Maße teilhaftig werden könne, das bedenken nur wenige, weil sie

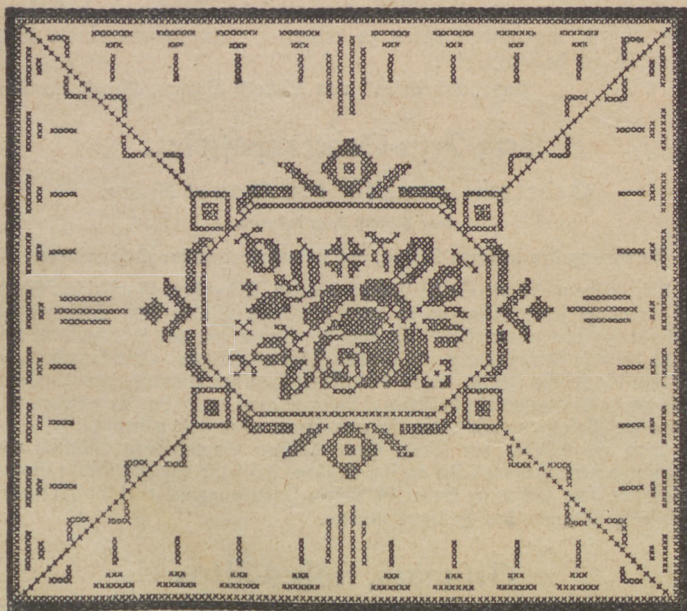


Nr. 6316. Fünfteiliges Waschtischgedeck mit moderner Kreuzstichstickerei.

Das naturgroße Biegelmuster zu diesem Waschtischgedeck ist zu beziehen durch den Musterverband E. Traub in Munderkingen an der Donau (Württemberg) gegen Voreinsendung von 70 Pfg. für Muster und Porto durch Zahlkarte auf das Postfachkonto Nr. 8452 in Stuttgart oder gegen Nachnahme.

im Trubel des Alltagslebens und mit den Wellen fortgerissen wurden, in der Gewohnheit des zu vielen Genießens. — Die schwerwiegende Tatsache, daß die Menschen zu viel, zu vielerlei und zu oft essen und trinken, kann niemand leugnen, und daß mehr Menschen durch Ueberernährung dahinstehen und sterben als durch Entbehrung. Mit der heutigen reizvollen Kost in so großen Mengen verschuldet die Menschheit zu viel schlechte Verdauung, Krankheit und langsames Siechtum, während umgekehrt durch Mäßigkeit, Enthaltensamkeit und Fasten viel Gutes erreicht werden kann. Mäßigkeit und Enthaltensamkeit haben die Kraft, bereits ausgebrochene Krankheiten zu heilen und andern vorzubeugen und sie zu verhindern.

Ein regelmäßiges, nüchternes Leben bringt es fertig, daß man seine Lebensstage ohne Krankheit genießen kann bis ins höchste Alter und daß dann der Tod nicht ein schmerzreiches Dahinstehen, sondern als sanfte Auflösung herankommen wird. Ein nüchterner, enthaltensamer, fastengewohnter Mensch braucht keine Krankheit zu fürchten, wie andere etwa als Strafe für begangene fortgesetzte Unmäßigkeiten im Essen und Trinken. Wie schön ist es doch, im hohen Greisenalter seine Tage ohne Krankheit, also auf dem natürlichen Wege des Einschlafens und der Auflösung zu beschließen, im Frieden und ohne Schmerzen diese Welt verlassen und zur Unsterblichkeit eingehen zu können. Das große Geheimnis der Kunst, das menschliche Leben bis zum höchsten Greisenalter zu verlängern, ist: es nicht zu verkürzen mit Vielessen. — Mäßigkeit im Genießen und eine geregelte vernünftige Lebensordnung, Ruhe und Leidenschaftslosigkeit, wie man sie seit Jahrhunderten in den strengsten Orden beobachten kann, sind uns die sichersten Beweise zur Erreichung eines hohen Alters ohne Zwischenfälle von Krankheit und Un-



Nr. 6317. Kreuzstichkissen mit Rosenmuster, 40x35 cm groß.

Das naturgroße Biegelmuster zu diesem Kissen ist zu beziehen durch den Musterverband E. Traub in Munderkingen an der Donau (Württemberg) gegen Voreinsendung von 50 Pfg. für Muster und Porto durch Zahlkarte auf das Postfachkonto Nr. 8452 in Stuttgart oder gegen Nachnahme.

wohlsein. Sie haben in der Einfachheit und Mäßigkeit den Schlüssel zum Paradiese der Gesundheit und zum Geheimnis des langen Lebens.

Alten Leuten fehlt die natürliche Wärme, sie müssen sich also an wärmere Kleidungen halten, lieben warme Stuben und warme Speisen, letztere aber müssen leichtverdaulich sein, mehr flüchtig als fest, nahrhaft und reizlos. Warme gewürzte Kräftsuppen sind alten Leuten das Heilsamste, leichte Getränke, hie und da ein Gläschen Tokayer oder Malagawein. Kalte Abwaschungen mit darauffolgenden guten Einwickelungen in wollene Decken, monatlich 1—3 lauwarme Ganzbäder zur Erwärmung, zur Absonderung der Haut und zur Verminderung der Steifheit und Trockenheit sind notwendig.

Alte Leute, die sich nicht mehr zu kalten Fußbädern abends entschließen können, sollen warme Fußbäder mit einer Handvoll Asche und einer Handvoll Salz nehmen, abends vor dem Zubettgehen, etwa $\frac{1}{4}$ Stunde lang. — Diese Fußbäder erwärmen schwächliche und blutarmer alte Leute sehr, kräftigen die Füße und verschaffen einen gesunden Schlaf, sind gut bei Fußschweiß, geschwollenen Füßen und bei Harnverhaltung, bei morischen Knochen und Musteln. — Alte Leute sollen täglich eine Tasse Hagebuttentee mit Milch und Zucker trinken, es ist ein angenehmes, stärfendes, urintreibendes Getränk. — Abgerahmte Sauermilch und Sauertraut sind darmreinigend und daher alten Leuten dringend zu empfehlen. — Lindenblütentee ist ebenfalls sehr zu empfehlen.

Aufregungen und künstliche Laxiermittel sind sehr schädlich. Guten Stuhl erreichen die alten Leute, wenn sie sich daran gewöhnen, jede Stunde einen Schluck Zuckerwasser zu trinken. — Ordnung und pünktliche Lebenseinrichtung und Angewöhnung ist eine Hauptbedingung für Erreichung eines hohen Alters — alles muß seine Zeit haben. —

Viel Bewegung, aber niemals angreifende, erschöpfende, ermüdende. — Unangenehme Seelenstimmungen, Beschäftigungen, die nicht aufregen, Lesen in schönen, erbaulichen Büchern, Seiterkeit, Zufriedenheit, Genuß häuslicher Gemütseligkeit, zurückgezogenes Leben, Rückerinnerungen an frühere schöne Zeiten, gute Ausichten in eine schöne Zukunft im Jenseits, all das sind wichtige Dinge zur Erreichung eines hohen Alters.

Aus „Der Weg zum Glück“ von J. Maier, Wünnchen, Waltherstraße 23. Zu beziehen durch die Buchhandlung Ludwig Auer in Donaueschingen.

Für alte Leute sind öfter warme Bäder sehr zu empfehlen. Hufeland sagt in seinem berühmten Buche „Die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern“ (Jena 1797) in dem Kapitel „Ueber das Alter und seine gehörige Behandlung“: „Lauwarme Bäder sind äußerst passend, als eines der besten Mittel, die natürliche Wärme zu mehren, die Absonderungen, besonders der Haut, zu befördern und die Trockenheit und Steifigkeit des Ganzen zu vermindern. Sie entsprechen also fast allen Bedürfnissen dieses Lebensabschnittes.“ — Im Kapitel über „Reinlichkeit und Hautkultur“ sagt er: „Beides halte ich für Hauptmittel zur Verlängerung des Lebens“ und stellt die Regel auf: „Man bade jahraus, jahrein alle Wochen wenigstens einmal in lauem Wasser.“ Dazu gibt er folgende Erklärung: „Das Greisenalter ist durch eine zunehmende Trockenheit, Sprödigkeit, Steifigkeit der Gewebe gekennzeichnet; nun sind aber lauwarme Bäder ein Mittel, die Austrocknung der Gewebe zu verhindern oder doch zu bekämpfen; folglich sind diese Bäder ein Verlängerungsmittel des Lebens, und ihre auffallend wohlthätige Wirkung auf ältere Personen ist leicht begreiflich.“

Das Alter an und für sich wird mit Recht schon eine Krankheit genannt, bringt es doch unfehlbar die Gesundheit beeinflussende Veränderungen vor; als deren wichtigste sei die allgemeine Zusammenziehung der Blutgefäße, das Welken der Arterien, die Särumpfung aller Organe erwähnt. Als Folge dieser Tatsache ist die ganze Blutzirkulation eine langsamere, der Zufluß zu jedem einzelnen Organ ein geringerer, dieser Umstand erzeugt wieder die Anhäufung verbrauchter Stoffe im Körper, den Verlust der Durchsichtigkeit der Gewebe, den Rückgang der Gelenkigkeit, Geschwindigkeit, Elastizität und Kraft der Muskeln, welchen sich noch die unvollkommen werdende Tätigkeit aller Organe anschließt.

Um diese wissenschaftlich nachgewiesene Entartung des menschlichen Organismus aufzuhalten, um die erschlaffte Tätigkeit der Blut- und feinen Zellengefäße anzuregen, ist konsequente tägliche Bewegung für den Alternenden eine unbedingte Notwendigkeit. Deren richtige Art und Ausführung, ohne Ueberreibung und unmäßige Ermüdung, vermag all diese Schäden und Störungen zu verringern, aufzuhalten; das ist für den Befahrten schon ein großer Gewinn.

Eine sorgfältige Diät paßt sich der verminderten Verdauungsfähigkeit an und verhindert Magen- und Darmstörungen.

Die Beschäftigung lenkt von der Sorge für den Körper angenehm ab, erhält die Laune und den Geist frisch und bewahrt so den Alternenden vor der Selbstqual der Langweile, Verstimmung und Schwermütigkeit.

Die Wasserkur stärkt Haut und Nerven, hält also ebenfalls den Verfall auf. — Da in Wasserbehandlung so vielfach Ueberreibung und Unvorsichtigkeit, Unmäßigkeit und Gedankenlosigkeit Schaden an der Gesundheit verursacht, so sei für diese Art der Gesundheitspflege den Befahrten noch ganz besondere Vorsicht empfohlen; sie mögen sich für diesen Teil der Körperpflege zuvor erfahrenen, ärztlichen Rat holen.

Unschädlich auch für den schwachen Körper sind temperierte oder kalte Abwaschungen mit Zusatz von Essig, Wein oder Branntwein, laue Bäder, auch Salzäder, Fichtennadel- oder Eibäder, Halbbäder, Sitzbäder, Teilpaddungen; doch muß, um Erkältung zu vermeiden, bei all diesen Unwen-

dungen streng auf schnelle Wiedererwärmung (Reaktion) des Körpers gesehen, und falls sie nicht von selbst eintritt, solche künstlich erzeugt werden. Bei schwachem, fröstelndem Körper darf keine Wärmezugung stattfinden; stete, unterbrochene Wasserbehandlung ist dem Befahrten niemals zu empfehlen, sie soll zum mindesten immer wieder von Kurpausen unterbrochen sein, damit sie den Reiz für den Körper nicht verliert und die wertvollen Vorteile der Wasserheilmethoden bei Krankheitsfällen nicht vermindert.

Älteren Leuten ist zu raten, zur Nachtmahzeit etwas saure Milch oder Joghurt zu nehmen. Je älter man wird, desto mehr verliert der Darm seine ursprüngliche Kraft, desto mehr bekommen Gärungskeime, die der Magen- und Darmsaft nicht mehr imstande ist, abzutöten, die Ueberhand. Die Keime der sauren Milch aber sind Feinde der schädlichen Darmbakterien und stärker als letztere. Sie fördern die Verarbeitung der Nahrung und verhindern Blähungen. Dem besseren Wohlbefinden zuliebe sollte man sowohl vor dem Schlafengehen als auch vor dem Morgenessen an die frische Luft gehen.

Moderne Handarbeiten.

Nr. 6316. **Fünfteiliges Waschtischgedeck mit moderner Kreuzstücherei.** Ein solches Waschtischgedeck, das jedes Schlafzimmer schmückt, ist leicht und billig anzufertigen. Aus kleinen Resten von hellfarbigem Leinen, Barchent oder sonst beliebigem Baumwollstoff fertigt man die 5 Decken in der auf dem Bügelmuster angegebenen Größe und bestickt sie mit buntem Perl- oder Glanzstüchgarn nach eigenem Geschmack. Entweder einfarbig oder die Dreieckformen hellblau, die Strichformen dunkelblau, das übrige goldgelb oder in rot mit gelb, grün mit gelb usw. Die Umrandung sticht man in der dunkelsten Farbe. Das größte runde Deckchen hat 35 cm im Durchmesser, das zweitgrößte 22 cm im Durchmesser und das kleinste 15 cm im Durchmesser; das große ovale ist 12x22 cm, das kleinere 10x13 cm groß.

Nr. 6317. **Kreuzstücherei mit Rosenmuster, 40x35 cm groß.** Wenn das gefällige Muster dieses Kissens auf weißem oder sonst hellfarbigem Stoff aufgebügelt ist, ist die Arbeit des Stüchens so leicht, daß selbst schon Kinderhände, welche Kreuzstüchereien, sie anfertigen können. Die ganze Stücherei wird in einer Farbe gehalten, goldgelb, olivgrün, schwarz, goldbraun, altblau oder in sonst beliebigen Farben.

Nr. 6318. **Kelchgedeck für die heilige Osterzeit.** Auf mehrfachen Wunsch bringen wir zur Ergänzung der Kelchgedecke für die besonderen Festzeiten des Kirchenjahres: Weihnachtskelchgedeck in zwei verschiedenen Mustern, Kelchgedeck für die heilige Fastenzeit und Heilig-Kreuz-Feste (drei verschiedene Muster), für das heilige Pfingstfest, für Fronleichnam (mehrere verschiedene Muster), für das Herz-Jesu-Fest (ebenfalls verschiedene Muster), für das Christkönigsfest, für die Marienfeste, heute auch ein Osterkelchgedeck zur Abbildung. Dieses zeigt ein sehr reiches, sinnvolles Muster. Die Palla ist zum größten Teil für Ausschmütarbeit gedacht, nur der Name Jesu wird hochgestickt, ebenso die Inschrift „Resurrexit sicut dixit, Alleluja!“, zu deutsch: „Er ist auferstanden, wie er gesagt hat, Alleluja!“ Das Korporale zeigt in den vier Ecken je ein Strahlenkreuz mit Spruchband und Inschrift „Surrexit Christus spes mea!“, zu deutsch: „Christus, meine Hoffnung, ist auferstanden!“ Die Schrift wird hochgestickt, das Kreuz in Stielstücherei ausgeführt, die Strahlen sind in Stiel- und Steppstücherei zu sticken. Das Kelchtüchlein hat ebenfalls ein Strahlenkreuz mit Spruchband und der Inschrift „Alleluja“ und ist ebenso wie das Korporale zu arbeiten. Dieses Osterkelchgedeck findet sicher den Beifall vieler unserer Leserinnen, die schon öfters nach einem solchen bei uns anfragten. Wir freuen uns, ihnen heute ein solches vorführen zu können.

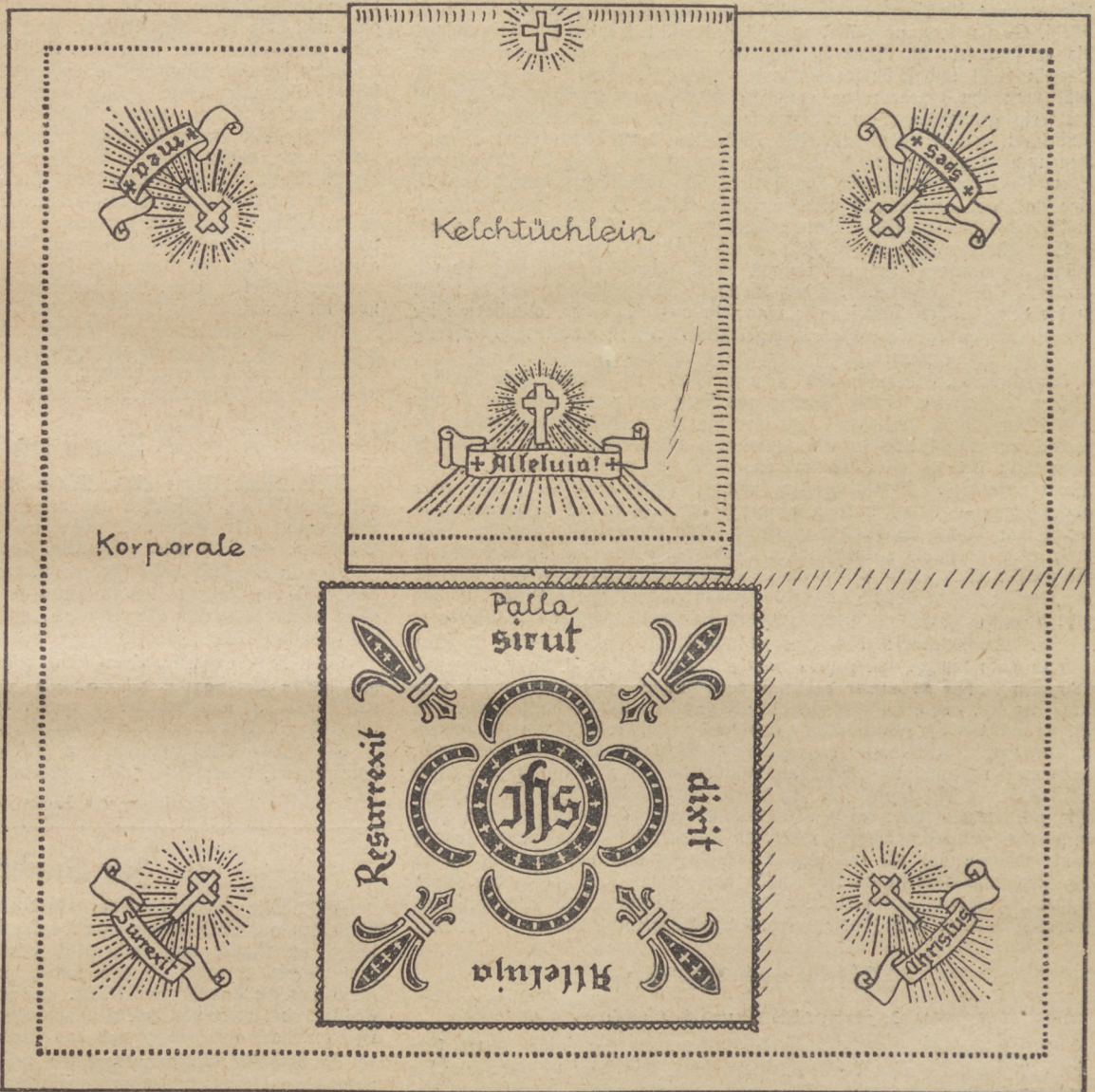
Es ist auch noch ein zweites Kelchgedeck-Bügelmuster, für Ostern passend, vorrätig mit stilisierten Lilien. Palla mit Lamm Gottes, Korporale Camuster. Stiel- und Plattstücherei. Preis 1.10 Mk.

Sodann 1. Palla mit Lamm Gottes, Spruchband und Inschrift „Haec dies, quam fecit dominus, exsultemus et laetemur in ea“, zu deutsch: „Das ist der Tag, den der Herr gemacht hat, laßt uns frohlocken und voll Freude sein.“ Stiel- und Plattstücherei. 25 Pfg.

2. Palla mit Lamm Gottes und Fahne. Stiel- und Plattstücherei. 25 Pfg.

3. Palla mit Lamm Gottes, Delbaum und A. D. (Beuronen Stil). Stiel- und Plattstücherei. 25 Pfg.

Sämtliche angeführten Muster sind zu beziehen durch das Dominikanerinnen-Kloster in Bad Wörishofen (Bayern) gegen Voreinsendung von 1.10 Mk. für jedes Kelchgedeck und 25 Pfg. für jede Palla samt Porto durch Zahlkarte auf das Postcheckkonto des Dominikanerinnenklosters Nr. 13358 in München.



Nr. 6318. Kelchgedeck für die heilige Osterzeit.

Das naturgroße Bügelmuster zu diesem Kelchgedeck ist zu beziehen durch das Dominikanerinnenkloster in Bad Wörishofen (Bayern) gegen Voreinsendung von 1.10 Mk. für Muster und Porto durch Zahlkarte auf das Postcheckkonto des Dominikanerinnenklosters, Nr. 13358 in München.

Von Fastenbrezeln (Laugenbrezeln) und Kipfeln.

Am Mittfastensonntag — „Lätare“ — war es in der guten alten Zeit Sitte, daß die Hausmütter den Kindern der Verwandtschaft, besonders aber ihren Patenkindern — den „Godeln“ — hausgemachtes Fastengebäck schenkten. Diese Brezeln oder Kipfeln wurden aus Weizenmehl, dem sogenannten Semmelmehl, hergestellt. In dem uns stammverwandten England trug sogar der Sonntag „Lätare“ danach seinen Namen: „the Simmel- oder Simbler-Sunday.“

Heutzutage ist Weizenmehlgebäck leider zu etwas ganz Alltäglichem geworden. Wir klagen zwar ständig über die schlechten Zeiten, wollen uns aber nur schwer entschließen, zu den viel einfacheren Gebräuchen unserer Vorfahren zurückzukehren. Es waren jedoch glückliche Tage, als dunkles Roggenmehl noch zum „Hausbrot“ — zum „täglichen Brot“ — fürs deutsche Volk verbacken wurde und sich die Kinder schon Wochen vorher auf die weizenen Mittfastenbrezeln freuten. —

Hier ein paar Rezepte für hausgemachte Brezeln und Kipfeln:
Gute Fastenbrezeln. 1. Für eine ordentliche Portion Brezeln erhitze man 180 Gramm Butter mit 1/4 Liter Wasser bis zum Schmelzen, arbeite dann 750 Gramm Mehl hinein, ebenso eine Prise Salz und 2 ganze Eier, bis ein blanker, fester Teig entstanden ist. Diesen bindet man in eine bemehlte Serviette und läßt ihn über Nacht an einem kühlen Ort ruhen. Am

andern Morgen arbeitet man ihn gut zusammen und formt ihn zu dicken Rollen, von denen man gleichmäßig große Stücke abschneidet, dann werden hieraus fingerdicke Stangen und aus diesen die Brezeln geformt. Je gleichmäßiger die Brezeln in Größe und Aussehen sind, um so mehr Freude wird man an seinem Werk haben. Die fertigen Brezeln wandern nun aufs Trockenbrett, wo sie eine Weile übertrocknen, dann in einen Kessel mit siedendem Wasser, in dem sie kochen müssen, bis sie obenauf schwimmen. Zuletzt werden die fertig gekochten Brezeln mit einem Schaumlöffel aus dem siedenden Wasser gehoben und in kaltes Wasser gelegt, aus dem man sie aber sofort wieder herausnimmt, um sie zum Abtropfen auf ein ausgebreitetes Tuch zu legen. Sobald sie trocken sind, ordnet man sie reihenweise auf ein Blech, bestreicht sie mit kaltem Wasser, bestreut sie mit Salz und bädt sie bei guter Hitze hellgelb.

2. Man macht von einem Pfund weißem Mehl, 20 Gramm Hefe und Wasser einen Vorteig, den man gehen läßt. Hernach gibt man noch $\frac{1}{2}$ Pfund Mehl, Salz und, wenn nötig, noch Wasser dazu und knetet den Teig tüchtig, bis er sehr fein ist. Doch soll der Teig ziemlich fest sein, damit man die Brezeln leicht und schön formen kann. Wenn der Teig fertig geknetet ist, stellt man ihn zugebedt zum weiteren Gehen an einen warmen Ort. Ist der Teig genug gegangen, dann hebt man ihn aus der Schüssel auf das Nudelbrett, zerteilt ihn in gleichmäßige Stücken, dreht daraus kleine Stengelchen und formt aus diesen Brezeln. Hierauf deckt man die Brezeln mit einem Tuche zu und läßt sie noch einige Zeit gehen. Dann bringt man sie, eine nach der andern und recht vorsichtig, damit sie ihre Form behalten, in siedendes Sodawasser. Man rechnet ungefähr 100 Gramm Soda auf 1 Liter Wasser. Nach kurzer Zeit kommt dann die eingelegte Brezel in die Höhe, die man noch naß auf ein mit Mehl bestäubtes Blech setzt und mit ein wenig Salz bestreut. Ist das Badblech voll, so schiebt man es sofort in die heiße Röhre. Dabei wolle man sehr auf die richtige, also starke Hitze achten, denn die Brezeln müssen rasch gebaden werden, damit sie recht knusperig und schön braun werden.

Salzbrezeln. Bedarf: 750 Gramm Mehl, 20 Gramm Hefe, Wasser, Salz und Kümmel. Einen Vorteig aus Hefe, ein wenig warmem Wasser und etwas Mehl herrichten! Ist der Vorteig („Dämpfl“) gegangen, so kommt das Mehl und so viel lauwarmes Wasser dazu, daß ein ziemlich fester Teig daraus wird (er darf etwas strenger gehalten werden als ein Dampfknudelteig). Nichtig gefalzen und gut abgearbeitet — geknetet oder abgeschlagen — muß der Teig dann „gehen“. Ist er gut aufgegangen, so formt man dünne Teigstränge und aus diesen wieder kleine Brezeln. Diese muß man nochmals „gehen“ lassen. Erst dann legt man sie in kochendes Salzwasser ein. Sind sie an die Oberfläche aufgestiegen, so hebt man sie aus, legt sie auf ein Tuch, trocknet sie rasch und leicht mit einem zweiten Tuch ab, gibt sie auf ein Badblech, streut Salz und Kümmel darauf und bädt sie rasch.

Ripfeln. Bedarf: 750 Gramm Mehl, 20 Gramm Hefe, 3 Eier, 125 Gramm Butter, reichlich $\frac{1}{4}$ Liter lauwarme Milch, 1 Prise Salz und 125 Gramm Zucker. Bereitungsart wieder wie bei den beiden vorhergehenden Rezepten, bis der sehr feine, gut abgearbeitete Teig richtig aufgegangen ist! Er darf um die Hälfte höher geworden sein, als er nach dem Zusammenmischen war. Dann kommt er auf ein mit Mehl gut bestäubtes Nudelbrett, wird messerrückendick ausgewalzt und in längliche, 5 bis 10 cm breite Dreiecke geschnitten. Diese werden in der Mitte mit dicker Marmelade belegt. Die mittlere Teigschicht wird über das Eingesottene geschlagen und muß dieses gut zudecken. Darauf rollt man die Ripfel leicht zusammen, legt sie rund gebogen auf ein mit Butter bestrichenes und mit Mehl bestäubtes Badblech und bädt sie im Rohr schön goldbraun. Zum Füllen der Ripfel eignet sich besonders gut in Weid sterilisierte Johannisbeers- oder Himbeersmarmelade, aber auch Zwetschen- und Aprikosensmarmelade. E. M.

Wäsche und Waschen.

3. Farbige Wäsche und Strümpfe.

Es ergeben sich am Waschtage bei Behandlung der weißen Stücke stets einige Pausen, die man damit ausfüllen kann, daß man die Reinigung der farbigen Wäsche vornimmt. Diese darf, das sei ernstlich betont, nicht eingeweicht werden. Man verfährt am besten so, daß man das Kochwasser der weißen Wäsche mit reinem Wasser verdünnt und in die nur mehr lauwarme Brühe die farbigen Stücke bringt und erstmals darin auswäscht. Vorher sortiere man alles nach ihrer feinen oder deren Beschaffenheit, wie auch nach den Farben. Derbe Stoffe dürfen mit Seife eingerieben und kräftig durchgewaschen werden. Die hellen Stoffe nehme man zuerst vor, dann die dunkeln. Neue blaue Schürzen oder neue Kleidungsstücke aus Blaudruck, die reichlich Farbe auslassen, behandle man für sich. Zur Vorsicht gebe man bei aller farbigen Wäsche etwas Essig ins Wasser. Sind alle Stücke durchgewaschen, gießt man die Brühe weg und gibt frisches heißes Wasser zu, in dem nochmals gründlich gewaschen wird. Hierbei ist Seife nur bei noch schmutzigen Stellen zu verwenden. Hernach wird 2—3mal geschwenkt, aber nicht geblaut.

Feine farbige Stücke, besonders solche mit Stidereien, dürfen nicht mit Seife eingerieben werden. Man bringt sie in dazu hergerichtete Seifenwasser, das mit etwas Essig vermischt ist, und drückt und knetet sie langsam darin herum. Die Brühe darf nicht heiß sein. Um bei farbigen Blusen und sonstigen feinen Stoffen Schaden zu verhüten, ist anzuraten, sie vor der ersten Wäsche etwa eine Stunde lang in Essigwasser zu legen. Es wird damit der Gefahr des Auslaufens der Farben vorgebeugt.

Sofern sich in einer Familie Schnupfer befinden, wäsche man die von ihnen benutzten Taschentücher zum erstenmal für sich aus und dann erst mit den übrigen Stücken.

Die gesamte Behandlung der farbigen Wäsche muß flott und lüdenlos vor sich gehen, und das Aufhängen sollte möglichst rasch nach dem Auswringen stattfinden. Das Aufeinanderliegen in den Körben, besonders aber das lange Stehenlassen hat schon oft schmerzliche Ueberraschungen im Gefolge gehabt.

Bei Behandlung der Strümpfe halte man sich, was die seidenen betrifft, ganz genau an die Vorschriften, die den Persil- oder Flox-Paketen beigegeben sind, und vergesse dabei nicht, daß schwarze und hellfarbige Arten nie miteinander gewaschen werden dürfen.

Diese letztere Vorschrift erstreckt sich auch auf die baumwollenen und wollenen Strümpfe. Derbe baumwollene Stücke bringt man zuerst in lauwarmes Wasser, dem nach und nach heißes zugegossen wird. Sie dürfen mit Seife eingerieben und müssen auf beiden Seiten gründlich ausgewaschen werden. Fast noch besser wirkt eine nach Vorschrift bereitete Persil- oder Seifenähnliche Lösung, in der sie gerieben und gedrückt werden. Eine Zugabe von Essig kann nicht schaden. Nach dem Herauswaschen wird in mehrmals gewechseltem oder fließendem Wasser gespült.

Feine schwarze Baumwollstrümpfe werden sehr schön, wenn man sie auf beiden Seiten in einer mäßig warmen Brühe von Efeublätter oder Panamarinde wäscht, hernach schwenkt und im Schatten trocknet. Alle Strümpfe sollen an den Fußspitzen aufgehängt werden. Feine farbige Baumwollstrümpfe wäscht man in Persil oder Seifenähnlich, beachte aber stets die Vorschrift. Weiße baumwollene Strümpfe dürfen gekocht werden.

Von der Gepflogenheit, die farbigen Strümpfe, besonders die schwarzen, in der restlichen Kochbrühe der weißen Wäsche zu waschen, ist abzuraten, da sich in dieser Brühe unzählige Fafern und Fäulnisse befinden, die sich im Strümpfgewebe festsetzen und dem noch so gut gewaschenen Stück ein unschönes, unreines Aussehen geben. Gerade bei den Strümpfen darf weder an Qualität noch an Quantität des Wassers gespart werden.

Um das Hartwerden des Gewebes bei Strümpfen zu vermeiden, tut man gut, die Füßlinge in noch feuchtem Zustande zu bügeln, oder, wer so glücklich ist, eine Mänge zu besitzen, sie zu mangeln. — Ueber wollene Strümpfe reden wir bei Behandlung der wollenen Wäsche. Wgms.

Wer weiß Rat?

Mein Mann könnte einen kleinen Verdienst finden durch Anfertigung von Hauschuhen, Eischuhen und dergleichen. Es fehlt ihm nur eine reelle Bezugsquelle für starken, sehr haltbaren schwarzen Filz zu Sohlen, am Stück oder geschnitten. Wer könnte uns eine solche angeben?

Eine Leserin, seit sechs Jahren gelähmt und bettlägerig, gänzlich verarmt und von Almosen lebend, bittet um eine kleine Gabe zur Beschaffung eines verstellbaren Bettisches, auf dem sie die Handarbeiten anfertigen und schreiben könnte, um sich einige Pfennige zu verdienen.

Mein Küchenfußboden (Tannenholz) nimmt jeweils nach dem Delen mit hellem Leinöl, obwohl er vorher mit Seifenwasser tüchtig gereinigt wurde und gut ausgetrocknet ist, immer wieder eine dunkle Farbe an. Wie kann ich den Boden mit Del behandeln, daß er schön hell bleibt?

Ich habe meinen Fußboden selbst gestrichen. Wenn die Sonne heiß darauffeinkt, bilden sich Blasen. Woran liegt das?

Fortsetzung des Textes im Anzeigenteil.

Zur Beachtung!

Wir möchten wiederholt darauf aufmerksam machen, daß das Bestellen auf Nachnahme von Handarbeitsmustern, kirchlichen wie profanen, die Muster außerordentlich verteuert. Bei kleinen Mustern, die zum Beispiel 20 oder 30 Pfg. kosten, macht die Nachnahme samt Porto mehr aus als das Muster selbst. Bei größeren Mustern im Preise von 50, 60 Pfg. oder mehr verteuert die Nachnahme das Muster um das Doppelte, weil die Nachnahmegebühr und das Porto zusammen 40 bis 50 Pfg. kosten.

Es ist daher dringend anzuraten, bei Bestellung von Mustern stets den unter den betreffenden Handarbeitsabbildungen angegebenen Preis per Zahlkarte auf das ebenfalls genau unter jeder Handarbeitsabbildung angegebene Postkontonummer zu senden, das kostet 10 Pfg.; auf den Abschnitt der Zahlkarte schreibt man dann die Bestellung, dann braucht man weder eine Postkarte noch einen Brief extra wegen der Bestellung zu schreiben, was wieder unnötiges Porto verursacht, das erspart werden kann. Diese Einzahlung und Bestellung per Zahlkarte (oder wenn man selbst ein Postkontonummer besitzt, per Ueberweisung) ist die denkbar einfachste, billigste und sicherste Art, Muster zu bestellen. Man erspart sich damit bedeutend Ausgaben und auch Schreibarbeit. Wir bitten unsere lieben Leserinnen, dies zu beachten und sich nach diesen Angaben zu richten, es ist ihr eigener, großer Vorteil. Außerdem macht auch das Versenden von Mustern auf Nachnahme unsern Musterverandstellen viel Arbeit und Mühe, was besonders zur Jetztzeit stark ins Gewicht fällt. Die Redaktion der „Monita“.

Vierteljahrespreis der Halbmonats-Ausgabe in Deutschland nur 80 Pfg.

Alle Rechte vorbehalten. — Herausgegeben von der Pädagogischen Stiftung Cassianum in Donaumörth (Wagern). Postkontonummer: München 232, Saarbrücken 4097. Postpartassentkonto: Prag 592 21. — Auslieferung in Oesterreich durch die Buchhandlung Ludwig Uer in Wien I, Singerstraße 7, Postpartassentkonto Wien 592 21, in der Schweiz durch die Buchhandlung Ludwig Uer, Basel, Dornacherstraße 74, Konto beim Postfachbüro Basel V 8159. — Für die Redaktion verantwortlich: Christina Straßner in Donaumörth; Direktor der Katholischen Schulorganisation i. B. Johann Zinkl, München, Kaufhausstraße 20/1. — Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter für Oesterreich: P. Ignell Fißler, Wien I, Franziskanerplatz 4.